P. o. germ. 968 s

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

<36602240150013

<36602240150013

Bayer. Staatsbibliothek

Madelon

oder

die Romantiker in Paris.

Eine Novelle

von

Theodor Mundt.

Leipzig, 1832.

Georg Wolbrecht.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

87

BS div

Mundt, Madelon

In Paris sah man heut — es war im Herbste des Jahres 1829 — überall auffallend bedenkliche Gesichter und bestürzte Mienen, woraus man in dieser wunderbar bewegten Stadt, in der ungeachtet des vielen Neuen und Ungewöhnlichen, das täglich und stündlich darin geschieht, der gewohnte Gang des Lebens kaum je zu stocken scheint, und das Neue noch in demselben Augenblicke, in dem es neu war, wieder zu etwas Gewöhnlichem wird, woraus man in Paris immer auf ein außerordentliches politisches Ereigniß zu schließen hat. Der Fremde, der sich heut zum ersten Mal in Paris befand, sah alles Leben der französischen Hauptstadt in seinem ganzen unversieglichen Gestaltenwechsel vor sich, wie es schon immer gesehen und schon oft geschildert worden, aber er hatte zugleich den Vortheil, es in einem Zeitpunkte zu sehen, wo der Volkscharakter durch einen besondern Anlaß angeregt und in Bewegung gesetzt war. —

Etwas Aehnliches mochte der alte preußische Major bemerken, der mit seiner Tochter, einem schönen deutschen Mädchen, vor Kurzem angekommen war, und in seinem Hôtel garni nachdenklich am Fenster stehend, auf die von der zahllosen Menschenmenge bedeckte Straße herunterblickte. Sein Töchterlein, der bei der überraschenden Aussicht auf das nie gesehene Gewühl von tausend fremden Gegenständen fast bange zu werden schien, zog sich von dem schwindelnden Anblick schnell wieder mit ihrem Köpfchen ins Fenster zurück, und aus dem wehmüthigen und nur halb unterdrückten Seufzer, mit dem sie die Hand vor die Stirn legte und in das Zimmer zurücksah, konnte man schließen, daß die junge Deutsche dem Vater nicht gern nach der geräuschvollen Seinestadt gefolgt war, oder vielleicht noch mit verborgenen Heimwehschmerzen zu kämpfen hatte. Das fremdartig ausmöblirte Zimmer, in das man die Angekommenen geführt hatte, konnte auch keinen ansprechenden Eindruck auf das Mädchen machen, und die beiden Gipsbüsten zu betrachten, die als eine Hauptzierde des Zimmers auf dem Ofen standen — es war Voltaire's häßlich-frivole Physiognomie und neben ihm, noch aus den Zeiten des ancien

régime her, der Kopf der Madame Pompadour — diente ebenfalls nicht zur tröstlichen Erheiterung für ein deutsches Fräulein. Indeß schien ihr Vater, eine edle Kriegergestalt vom alten preußischen Heldenstamme, von dem Schauspiel, dem das unten aufundniederwogende Leben und Treiben des pariser Volkes darbot, unwiderstehlich angezogen zu sein, und auf seinem ernsten Gesicht, in dessen dunkeln Zügen nicht nur der Kriegsdienst im Felde, sondern auch ein hartes Lebensschicksal manche Spuren zurückgelassen, las man jetzt die in ihm mächtig werdende Erinnerung an jene unvergeßliche Zeit, als er vor funfzehn Jahren mit seinen Waffenbrüdern siegreich in die Thore dieser Stadt einzog, die recht eigentlich die Hauptstadt der neuern Weltgeschichte genannt werden kann, und wohin ihn ein besonderes Geschäft, das mehr den verborgenen Angelegenheiten seines Herzens und der Vergangenheit seines mannigfach bewegten Lebens angehört, noch einmal geführt hatte.

Ein Fremder ist sonst in keiner Stadt weniger der gaffenden Neugierde und Aufmerksamkeit ausgesetzt, als gerade in dem großen Paris, wo ein Jeder unbekümmert um den Andern in der buntgemischten Masse sich fortdrängt. Um so auffal-

lender war es, daß unsere deutschen Landsleute oben im Hôtel garni so sehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für einen jungen Franzosen geworden zu sein schienen, der schon mehrere Male unten in der Straße auf und ab gegangen war und zu dem Fenster, an dem er den Major mit seiner Tochter erblickt hatte, unverwandt und wie von einem eigenen Interesse zu demselben angezogen, hinaufsah. War es vielleicht ein Enthusiast für Preußens Heldensöhne, die seit den Befreiungskriegen auch einmal ein Modeartikel der Bewunderung in Paris gewesen? Aber der junge Mann, der so eifrig die Fensterpromenade machte, schien in der That mehr die schöne sanfte Tochter, als den kriegerischen Vater im Auge zu haben, und seine heitere Stirn, die sich über einem freien, ansprechenden Gesicht erhob und einen ganz nationalen liebenswürdigen Leichtsinn ausdrückte, verrieth, daß er die Politik des Tages noch nicht für bedeutend genug halte, um sich durch sie im frohen Lebensgenuß stören zu lassen.

Die geniale Nachlässigkeit der Kleidung und der etwas phantastische Schnitt seines lockigen Haares, das ihm in jugendlicher Fülle über die Schultern hing, so wie seine ganze Physiognomie

ließen in dem jungen Manne einen Künstler vermuthen, der sich vielleicht aus Sehnsucht nach schönen Formen von der anziehenden Erscheinung der jungen Deutschen dort oben nicht wegwenden konnte, welche in der That ein liebliches und betrachtenswerthes Bild für einen Künstler schien und leider seinen Augen nur zu bald wieder entzogen wurde.

In träumerischen Gedanken in sich selbst verloren, wollte der junge Franzos, welchen wir Narciß nennen und der in dieser Geschichte noch öfter auftreten wird, eben in eine andere Straße einbiegen, da er sich durch das leer gewordene Fenster um den interessanten Gegenstand gebracht sah, der hier sein Herz gefesselt und sogar bezaubert hatte, als ihn von hinten Jemand sanft erweckend auf die Schulter schlug. Er blickte sich um und erkannte in demselben einen redseligen Freund, der sich, wie er ihm ansah, gewiß von den politischen Ereignissen, die heut, wo das unheilvolle Ministerium von Polignac am Horizonte von Paris wie eine schwarze drohende Wetterwolke aufgestiegen war, die ganze Stadt beschäftigten, mit ihm unterhalten wollte.

„Guten Tag, Dubois! Was macht die roman-

tische Muse?" sagte Narciß schnell zu dem ihm begegnenden jungen Mann, der ungefähr von gleichen Jahren mit ihm war, in der Absicht, das Gespräch lieber auf die Poesie zu lenken, welcher der Angekommene, ein beliebter und talentvoller Theaterdichter der Porte St. Martin, als ausübender Jünger angehörte, als auf die Politik, mit welcher der junge Bildhauer — denn dieser Kunst hatte sich Narciß gewidmet — nun einmal heut aus Laune seines zu süßeren Empfindungen aufgeregten Herzens nichts zu thun haben wollte. Aber Dubois verstand seines Freundes Erkundigung nach der romantischen Muse gerade in einem andern Sinne, als dieser gemeint, und wurde dadurch eben recht mitten in die politischen Beziehungen des Tages versetzt, weil die ästhetischen Parteien der neuesten Poesie in Frankreich, die sich als Klassiker und Romantiker in einem feindlichen Gegensatze gegenüberstanden, bekanntlich auch in der Politik eine entsprechende Stellung gegen einander eingenommen hatten, so daß im Durchschnitt die Royalisten eben so sehr für Anhänger des Romanticismus galten, als die Liberalen es gewöhnlich mit der Partei der Klassiker hielten und in den Gegnern dieser Dichtergilde auch die

Gegner ihrer Ansichten über Staat und Regierung verfolgten und haßten.

„Jeder ächte Romantiker trauert heut, und wie ich hoffe, auch jeder gutgesinnte Klassiker!" sagte der Dichter aus der Porte St. Martin mit Ernst und Bedeutung; „denn Du weißt ja, lieber Freund, daß ich, obwohl man mich einen romantischen Poeten nennt, doch eigentlich nie habe begreifen können, wie die romantische Muse, die an dem glänzenden Bilderreichthum ihrer Gefühle einen hinlänglich schimmernden Hofstaat besitzt, zu der Ehre kommt, gerade von den Parteigängern des absoluten Königthums gehuldigt zu werden, und daher ist das neue Ministerium, das jeder geistigen und bürgerlichen Freiheit im Leben wie in der Kunst den Garaus zu machen droht, meiner Gesinnung eben so unerträglich, als jedem Andern, der sich in der Politik zu den Liberalen und in der Poesie zu den Klassikern zu bekennen beliebt. Aber apropos! hast Du den Figaro von heut schon gesehen? Er soll mit einem schwarzen Rande um seine Blätter erschienen sein, um auf diese Weise seine Trauer über das eben publicirte Gesetz, welches die Freiheit der periodischen Presse

so despotisch beschränken will, tragikomisch auszudrücken."

„Das ist ja ächt romantisch!" sagte Narciß lachend; „aber um auf etwas Anderes zu kommen — was seid ihr doch eigentlich für sonderbare Leute mit euerm Klassicismus und Romanticismus, über den ihr doch nun einmal schlechterdings nicht mit einander aufs Reine kommen werdet. Ihr Poeten, mit eurer vielseitigen Muse, die eben so vielseitig ist, als der Mensch und sein Herz selbst, müßt das freilich besser verstehen, was es sagen will, zu den Klassischen oder zu den Romantischen zu gehören; aber in meiner Bildhauerei, die ich doch auch ein wenig als eine schöne Kunst rühmen möchte, giebt es eigentlich nur einen, und zwar einen klassischen Geschmack, den wir noch aus der Antike her haben, und sonach, da einmal Alles bei uns Partei sein soll, gehöre ich gewissermaßen auch zu den Klassikern, und stehe Dir, mein Bruder Romantiker, der Du Deine Tragödien im neuesten hochschwebenden Pegasustritt gedichtet hast, in bester Feindschaft gegenüber. Aber wir wollen uns darum keine grauen Haare wachsen lassen, mein Freund Dubois, und damit Du siehst, daß ich auch ein wenig

über den heut zu Tage so wichtig gewordenen und in allen Salons und Kaffeehäusern besprochenen Gegensatz des Klassischen und Romantischen nachgedacht habe, so will ich Dir darüber in einer Beziehung, die mich gerade jetzt aufgeregt hat, ein Wörtchen im Vertrauen mittheilen. Nicht von der Poesie will ich reden, über die ich kein Urtheil habe, aber von der Liebe, welche ja für alle die Menschen, die so unglücklich sind, keine Verse machen zu können, die Stelle der Poesie vertreten muß, und ich behaupte demnach, daß, wenn es eine romantische und klassische Poesie geben kann, es auch eine romantische und klassische Liebe giebt, und gestehe, nur durch dies zwiefache Wesen der Liebe, das ich eben neuerdings in mir selbst erfahren habe, jenen Gegensatz in der Poesie ahnen und fassen zu können. Du gehörst ja auch zu den Verehrern der jungen schönen Wittwe in der Straße Cherche midi, welche wir immer die romantische Madelon nennen, diesen liebenswürdigsten Sonderling und Grillenfang aller Weiber, die mit ihrer verführerischen Kunst Jeden lockt, aber Keinen beglückt, und uns bald sehnsuchtsvoll glühen läßt in dem Sonnenschein ihrer Huld und ebenso bald durch einen unvor-

hergesehenen Sturm ihrer Aprilwetterlaune die Liebesgluth, welche sie entzündet hat, wieder abzukühlen versteht. Da ich eine Zeitlang und noch ganz kürzlich in dem Zaubernetz dieser Armida geseufzt habe, so weiß ich, mein Freund, was es sagen will, romantisch zu lieben, und die romantische Liebe, wie der Romanticismus überhaupt, ist mir durch dies Verhältniß zu der schönen Madelon, wie ich glaube, hinlänglich klar geworden. Diese wilde und doch so süße Unruhe des Herzens, in der die Liebe zu ihr bestand, dies Entzücken und Schwärmen der erregten Phantasie, die, vom Reiz der Geliebten hingerissen, in allen sinnlichen Träumen eines wonnevollen Erdenglücks sich berauschte, und gleich der Blumenknospe, in der ein brennender Sonnenstrahl den Trieb zum Blühen auf einmal erweckt hat, in Lust und Sehnsucht des sinnlichen Dranges aufging; alle diese Thränen und Seufzer der verliebten Schmerzen und Freuden, dies Liebesglück und Liebeselend zu gleicher Zeit, diese sternenflammenden Nachtstücke der Leidenschaft, auf die nach umherirrender, trunkener Schwärmerei ein thaukalter, nüchterner Morgen folgte, alles dies, mein Freund, war eine romantische Liebe, aus deren

narkotischem Himmelsstrich ich mich jetzt auf immer entfernt zu haben hoffe. Und soll ich Dir nun auch die klassische Liebe beschreiben? Da wünschte ich aber, Du hättest selbst das Antlitz des lieblichsten Mädchens gesehen, das je von Deutschland nach Paris gekommen und aus deren Anblick mir erst heut das Bewußtsein einer schöneren Liebe, die ich eben die klassische nennen möchte, geworden ist. Lache mich aus, guter Dubois, wenn ich Dir erzähle, daß ich das Mädchen eigentlich noch gar nicht kenne und sie erst zwei Mal gesehen habe, heut Mittag, wo sie sich zuerst an jenem Fenster in dem Hotel drüben zeigte, und jetzt vor einer Weile, wo ich sie an demselben Fenster neben einem preußischen Officier, vielleicht ihrem Herrn Papa, erblickte, aber glaube mir, daß es Gesichter giebt, die uns schon beim ersten Anblick so vertraut und verwandtschaftlich anziehen, als wenn wir Jahre lang Liebe bittend und Liebe empfangend mit ihnen in Sympathie gestanden hätten. Aus diesem Mädchengesichte wehte mich so plötzlich ein Friede an, den ich noch nie in meinem Leben empfunden habe, und diese sanften Gefühle, die mich zu ihr ziehen, möchte ich die wahre Liebe nennen und das wahre

Glück. In ihren lieben Augen glüht kein verführerisches Feuer, kein abstoßender Stolz unsrer romantischen Madelon, bei der einfach schönen Deutschen ist Alles klar und wahr, aus ihren milden Zügen spricht ihre milde Seele, und Alles, wonach ich mich in leidenschaftlich verirrten Stunden meines Lebens so oft gesehnt habe, ein stillbegränztes, gediegenes Glück des Daseins, schien mir aus ihren blauen treuen Augen, als ich nur das erste Mal hineinblickte, entgegen zu winken. Mein Freund, ist das nicht die Klassicität der Liebe? Und da hast Du nun mein ganzes ästhetisches Glaubensbekenntniß über die klassischen und romantischen Angelegenheiten und Streitigkeiten des Dichtens wie des Liebens, und wenn Dir meine Ansichten nicht behagen, so kann ich Dir, mein Seel'! mit keinen besseren aufwarten!"

In diesem Augenblicke bemerkte Narciß in der Thür des gegenüberliegenden Hotels den ihm wohlbekannten Kellner desselben, von dem er nähere Nachrichten über die heut angekommenen Fremden aus Deutschland, die ihn so sehr zu interessiren angefangen, einzuziehen hoffte. Er machte sich daher so schnell als möglich von seinem Freunde los, welcher seinerseits ebenfalls eilte, noch zur

rechten Zeit in das ehemalige Theater Favard zu kommen, wo jetzt die italienische Operngesellschaft ihren Sitz hatte, die heut eine ihrer ausgezeichnetsten Vorstellungen, den Don Juan von Mozart, zum ersten Mal wiederholte.

Narciß sah es dem romantischen Dichter an seinem etwas verzogenen Lächeln an, daß derselbe gegen die Ansichten, die er ihm über die Romantiker und Klassiker zum Besten gegeben, noch Manches einzuwenden hätte, besonders da er wußte, daß Dubois sonst mit Eifer zu behaupten pflegte, das, was man in der neuesten französischen Tagespoesie den Romanticismus nenne, sei keinesweges eine einzelne Verirrung oder Abart der Dichtkunst, sondern vielmehr die Durchgangsstufe zu einer freieren und geistreicheren Wiedergeburt der vaterländischen Poesie; aber der junge Bildhauer, der sich überhaupt nicht gern um Ideen stritt, war noch außerdem heut viel zu sehr mit der neuen Entdeckung, die er in jenem Hotel wie in seinem Herzen gemacht hatte, beschäftigt, als daß er den ihm durch ein ironisches Lächeln hingeworfenen Fehdehandschuh hätte aufnehmen sollen, und so schieden sie von einander, indem Dubois dem Freunde in seinen klassischen Herzens-

angelegenheiten einen guten Erfolg wünschte. Vielleicht bezog sich auch das Lächeln des Theaterdichters auf den Umstand, daß er den schnell erregbaren Narciß, der von der Schönheit der Tugend wie der Sinnlichkeit gleich leicht und unwiderstehlich gereizt zu werden pflegte, diesmal so entschieden für Venus Urania eingenommen sah, die ihn durch die blauen Augen einer kleinen Deutschen gefesselt hatte, und er kannte seinen Freund Narciß zu gut, um nicht vorauszusehen, daß sich ihm auch hier die überirdische Göttin bald wieder in eine Sterbliche von Fleisch und Blut verwandeln werde. — —

Der Kellner des Hotels konnte dem wißbegierigen Narciß leider nur wenig mittheilen, was zur Befriedigung seiner Sehnsucht gedient hätte. Die beiden Fremden aus Deutschland waren Vater und Tochter, aber über den Zweck ihres Aufenthalts in Paris ergab sich noch nicht mehr, als daß dem alten Major besonders daran gelegen schien, die Wohnung einer gewissen Madame Larosette zu erfahren, über welche ihm der Kellner noch keine Auskunft hatte geben können. Narciß stutzte, als er diesen Namen hörte, womit keine andere Dame gemeint sein konnte, als seine ihm

noch vor kurzem so gefährlich gewesene Freundin aus der Straße Cherche midi, die er auch wohl die romantische Madelon zu nennen pflegte; aber ohne sich lange über den Zusammenhang der Sache und ob hier Zufall, Irrthum oder Schickung walte, den Kopf zu zerbrechen, sah er ein, daß er die glücklich dargebotene Gelegenheit ergreifen müsse, da sie die einzige war, um ihn dem Gegenstand seiner Wünsche nahe zu bringen.

„Melde Deinen Fremden," — sagte er zu dem Aufwärter — „daß Du jetzt Jemand gefunden hättest, welcher sie nach der Wohnung der Madame Larosette geleiten könne, und der dies Geschäft um so mehr mit Vergnügen übernehmen würde, weil er ein alter Hausfreund dieser Dame sei." —

Der Kellner, den ein gutes Trinkgeld bereitwillig machte, sprang fort und kam bald mit der Nachricht wieder, daß der Major Eichen und seine Tochter so eben im Begriff ständen, herunterzukommen, um in Begleitung eines Lohnlakay einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, doch habe er sie von dem Diensteifer des Herrn Narciß unterrichtet. — „Ich wollte, sie nähmen mich zu ihrem Lohnlakay an!" seufzte Narciß tragikomisch.

„Amor als Lohnlakay! es wäre ein neues Vaudeville in meinem Leben!"

Es währte nicht lange, so zeigte sich der deutsche Krieger oben auf der Treppe, eine hohe, kraftvolle Gestalt, die von der Last der Jahre, welche man sonst seinem von einem eigenen düstern Zug umwölkten Gesicht wohl ansah, noch nicht niedergedrückt zu sein schien, und an seinem Arme hing Rosalie, seine Tochter, deren zartgeröthete Wange sich in den tiefsten Purpur verfärbte, als sie unter der Thür neben dem Kellner den jungen Narciß erblickte, dessen Fensterpromenade ihr zuvor nicht unbemerkt geblieben sein mochte.

Mit der ungezwungenen, verbindlichen Leichtigkeit, mit welcher der Franzose Bekanntschaften anzuknüpfen und auch wieder von sich abzuweisen versteht, hatte sich unser Narciß bald den Fremden genährt und sich ihnen als einen anhänglichen Hausfreund der Madame Larosette zu erkennen gegeben, nach der, wie er gehört, der Major Erkundigungen angestellt habe. „Es ist meine Nichte!" versetzte der Major Eichen mit einigem Befremden, indem er die höfliche Anrede des jungen Franzosen nur karg erwiederte, und ihn mit einem ernst prüfenden Blick betrachtete. „Sie kennen

sie also? Wie geht es ihr jetzt in Paris? Ich hätte nicht geglaubt, daß meine arme Nichte so viele Freunde in dem großen Paris habe, um so unvermuthet gleich zu ihr gewiesen zu werden. Und Sie wollen die Güte haben?" —

Narciß bejahete nicht ohne einige Verwirrung, da er jetzt mancherlei Zweifel bei der ganzen Sache nicht unterdrücken konnte, denn daß der Fremde die schönste und übermüthigste Frau, die sich im täglichen Wohlleben wie eine Göttin berauschte, seine arme Nichte nannte, war ihm eben so unbegreiflich, als es ihm seltsam vorkam, daß eine Französin die Nichte eines deutschen Majors sein könne. Er schickte sich indeß mit einer galanten Wendung an, die ihm Vertrauenden zu führen, und wußte sich aus Vergnügen über sein Glück, noch heut so unerwartet in die ersehnte Nähe des liebenswürdigen deutschen Mädchens gekommen zu sein, bald so sehr über alle Bedenklichkeiten hinwegzusetzen, daß er mit gutem Humor ein Gespräch über die Localität seiner Vaterstadt begann, zu dem auch selbst die schüchterne Rosalie einige Male zur Erhöhung seiner Zufriedenheit ein Wörtchen hinzufügte, was der junge Bildhauer vielleicht zu schnell seiner Eitelkeit anrechnete, da es

nur eine ihr abgedrungene Höflichkeit war, auf seine beredte Unterhaltung wenigstens etwas zu erwiedern, indem es dem guten Kinde leid that, daß der Vater dabei in einem so strengen und in sich selbst versunkenen Schweigen etwas rücksichtslos verharrte.

So geleitete Narciß den Vater und seine Tochter durch die engen, hochgebauten und wunderlich sich krümmenden Straßen fort nach dem ziemlich entfernten Stadtviertel, in welchem das Haus der Madame Larosette lag, und der nicht ganz zurückzudrängende Gedanke, der ihn zuweilen überschlich, daß er jetzt der älteren und noch vor kurzem so leidenschaftlich angebeteten Freundin die neue, ihm liebenswerthere Erschienene selbst zuführen müsse, war geeignet genug, dem jungen Mann auch in dieser Beziehung Herzklopfen zu verursachen, das er schon ohnehin in einer andern, so oft er nur Rosaliens sanften Blicken begegnete, nur zu laut empfand. — —

Vor einem der ansehnlichsten Häuser in der Straße Cherche midi stand Narciß still, indem er die Fremden ersuchte, ihm eine Treppe hinauf in die Wohnung der Madame Larosette zu folgen, und obwohl er es gern vermieden hätte, selbst mit

hinaufzugehen, so wurde es ihm doch zu schwer, sich schon jetzt aus der freundlichen Nähe, in die ihn sein Glücksstern geführt hatte, wieder zu entfernen. Die Dame, der man einen so überraschenden Besuch zugedacht hatte, war nicht zu Hause und es konnte wohl noch einige Zeit hingehen, ehe sie aus der italienischen Oper, nach der sie gefahren sein sollte, wieder zurückerwartet werden durfte. Eine reich gekleidete Dienerschaft führte die Angekommenen in das Besuchzimmer, und der Prunk und Glanz, der ihnen überall entgegenschimmerte und einen eben so vermögenden als geschmackvollen Besitzer verrieth, schien den alten Major so sehr zu befremden, daß er fast Anstand nahm, in das ihnen eröffnete Zimmer hineinzutreten.

„Hier mag ein Irrthum walten, lieber Herr!" sagte der Major leise zu Narciß, welcher bereits Rosalien genöthigt hatte, auf dem seidenen Kanapee Platz zu nehmen. „Sie haben uns zu Madame Larosette geführt, aber ich fürchte, es ist eine andere, die mit keinem Besuch aus Deutschland wird zu thun haben wollen. Meine Nichte, die ich suche, lebt nach dem Tode ihres Gatten, eines französischen Officiers, arm und verlassen, ja wohl in Dürftigkeit in Paris." —

Narciß, dem selbst bei der ganzen Sache immer bedenklicher zu Muthe wurde, wollte eben antworten, als die bejahrte Wirthschafterin der Dame vom Hause hereintrat, die etwas im Zimmer zu thun zu haben schien, und die Fremden freundlich begrüßte, indem sie einige Worte mit ihrem alten Bekannten Narciß wechselte und die baldige Rückkehr ihrer Herrin verhieß, weil dieselbe den Schluß der Oper nie abwarte. Als sie jedoch den preußischen Officier näher ins Auge faßte, brach eine eigene plötzliche Ueberraschung in ihren Gesichtszügen hervor, welche auch bereits auf den Major selbst übergegangen war, und sie machte fast eine unwillkührliche Bewegung zu ihm hin, wie beim unverhofften Wiederfinden eines Freundes, als sich dieser schnell von ihr abwandte und ans Fenster trat, um sein Gesicht zu verbergen, indem er bei sich selbst mit verhaltenem innerlichen Schmerz ausrief: „Da ist doch eine bekannte Gestalt aus der Vergangenheit, aber das Schicksal mag wissen, wie sie hierher kommt!" —

Indeß hatte die Alte das Zimmer wieder verlassen und Narciß lud zu einem einstweiligen Spaziergang in den schönen Garten hinter dem Hause ein, ein Vorschlag, der allen Dreien um

so willkommener sein mußte, da sie sich in einer etwas seltsamen Lage und Stimmung einander gegenüber befanden, was man im Freien immer noch am erträglichsten durchzuführen pflegt. —

Der Garten bot einige sehr angenehme und allen Reiz des Südens an sich tragende Parthien dar, und während die aus dem Norden Gekommenen an dem erquicklichen und gewürzigen Blüthenhauch der südlichen Natur sich letzten, konnte Narciß den mancherlei Erinnerungen nicht entgehen, welche ihn in diesem Garten augenblicklich überschlichen, in dessen schattigen Laubgängen er sonst oft Liebe seufzend und Kühlung suchend umhergeirrt war, wenn die wunderbar gelaunte Dame seines Herzens den Verlangenden von sich gestoßen hatte.

Jetzt waren sie, die von Früchten schimmernden Baumalleen durchwandelnd, zu einem von Blumen und Pflanzen terrassenförmig umhegten Platz gekommen, in dessen Mitte man eine Statue erblickte, welche eine weibliche Figur halb als Göttin, halb als Sterbliche in idealischem Gewande und Haltung dargestellt zeigte. Die Fremden standen überrascht still und Narciß belehrte sie, daß es die schöne Dame des Hauses sei, welche sie vor sich sähen, und die ein sie vergöt=

ternder Künstler in kaltem Stein nachgebildet habe. „Ich selbst war dieser Künstler!“ fügte er nach einer Weile etwas schüchtern hinzu, indem er Rosalien und den Major in den rechten Standpunkt versetzte, um das schöngeformte Marmorbild betrachten zu können. „Es ist eine meiner ersten Statuen und urtheilen Sie, ob mir die Halbgöttin gelungen ist.“ —

Der alte Major, so sehr er auch von dem Anblick ergriffen und ganz in Betrachtung der Bildsäule versunken war, schien jedoch weniger dazu aufgelegt, die Arbeit des Künstlers daran zu beurtheilen, wie vortrefflich und zartsinnig dieselbe auch ausgeführt sein mochte, als es ihn vielmehr mit einer sichtbaren Bewegung seines Innern beschäftigte, aus dem Kunstwerk die Lebende, welche er aufsuchte, herauszuerkennen. „Sie ist es und sie ist es nicht!“ rief er unwillkührlich aus. „Es sind die ewig unvergeßlichen Gesichtszüge, die sie von ihrer Mutter ererbt hat, und was mir in diesem unaussprechlich rührenden und mich mahnenden Antlitz fremd geworden ist, haben die zehn Jahre der Entfernung und Trennung verschuldet!“ —

Jetzt schien der ehrwürdige Krieger den auf-

fallenden Ausbruch seiner Gefühle, die er nicht zurückhalten können, zu bereuen, und als hätte er gegen Narciß etwas wieder gut zu machen, in dessen Kunstwerk er, wie es oft zu gehen pflegt, den Künstler über der Kunst und die Kunst über dem Leben, welches sie darstellt, vergessen und hintangesetzt hatte, begann er gesprächiger zu demselben zu werden und sagte: „Sie sind also ein Bildhauer, mein Herr! Sehr schwer ist es wohl, in dem harten und eisigen Stein die Gluth des Lebens, die Wärme eines schönen Körpers nachzumeißeln, und besonders bei einem so seelenvollen und bezaubernden Gegenstande des Lebens, wo das leidenschaftliche Entzücken, das den nachbildenden Künstler im Anschauen seines Originals überwältigt, ihm leicht die Hand unsicher macht, und doch muß der Künstler alles Feuer seiner Empfindung in den kalten Marmor versenken und ihn damit befruchten, um aus dem spröden Stein die schwellende, warme Gestalt hervorzulocken!“—

Narciß erröthete, denn diese Worte enthielten wider ihren Willen für ihn eine Anspielung, die ihn in diesem Augenblicke nur zu sehr berührte, denn bei dieser Statue hatten sich, während er daran gearbeitet, Liebesglut und Künstlerglut

für das schöne Marmorbild wirklich auf die seltenste Art in seiner Seele vereinigt, und er blickte jetzt schnell und verlegen Rosalien an, als fürchte er fast, daß sie von seinem früheren Verhältniß zu der damals so sehr Geliebten etwas ahnen könne; aber das heitere, unbefangene Auge des deutschen Mädchens hing sinnig und freundlich an dem Gebilde des Künstlers, das sie mit Aufmerksamkeit betrachtete. —

„Es giebt auch ein Grauen in der Kunst" — fuhr der Major zu sprechen fort — „und besonders in Ihrer Kunst, mein Herr, welche die menschliche Gestalt vorzugsweise zur Aufgabe hat! Es ist das Grauen, das uns überschleichen will, wenn Kunstwerke, Portraits und Statuen mit der Gewalt des Lebens so schöpferisch ausgestattet vor uns treten, daß wir sie nicht mehr als Bilder ansehen, sondern mit ihnen fühlen, leben und verkehren, sie umarmen und an uns drücken möchten, und doch durch eine gewisse innere Geisterfurcht gehindert werden, ihnen das Leben wirklich zuzugestehen, auf das sie durch die Kunst Anspruch machen, weil wir in unserer Kunstanschauung nie so glücklich sind, als Pygmalion in der Mythe war, in dessen Armen sich die

Bildsäule in ein liebewarmes Mädchen verwandelte!" —

Narciß erinnerte sich, viel von der Schwermuth und metaphysischen Trübheit der Deutschen gehört zu haben, und je mehr er das seltsame Wesen des deutschen Fremden betrachtete, in dem die innerliche Gefühlsbewegung, die man ihm ansah, um so auffallender mit einer markigen Kriegergestalt contrastirte, je deutlicher glaubte sich der junge Franzose überzeugt halten zu dürfen, daß eigentlich nur seine Landsleute fähig wären, das Leben wie einen leichten und doch geistreichen Champagnerschaum zierlich wegzuschlürfen, und genial handeln zu können, ohne peinvoll zu denken und zu empfinden; ein Nationalstolz, der sich hier an Ort und Stelle nicht so leicht widerlegen ließe.

Indeß war das Abenddunkel hereingebrochen, im letzten Schimmer der goldgerötheten Wolken wiegte in der Ferne die Seine ihre plätschernden Wogen, deren Ufer den Garten im Hintergrunde umgränzten, und es schien Zeit geworden, sich wieder in das Haus zurückzubegeben, und die, welche man suchte und bisher nur als Statue gesehen hatte, nun endlich auch als Lebende kennen

zu lernen. Die bereits hellerleuchteten Fenster des Wohnzimmers bestätigten die Hoffnung, daß die Vielerwartete jetzt aus der Oper zurückgekehrt sei. — —

Die junge Dame, welche wir schon früher die romantische Madelon nennen hörten, hatte sich eben, wie erschöpft von dem gewaltsamen Eindruck, den das Finale des Don Juan, dessen Aufführung sie heut Abend beigewohnt, in ihr hervorgebracht zu haben schien, auf das Kanapee geworfen, und bedeckte unruhig oder Ruhe suchend die schönen Augen mit der Hand, als der ihr zuvor gemeldete Besuch sich draußen vernehmen ließ. Die Thür öffnete sich und der Major mit seiner Tochter trat in Begleitung des hier wohlbekannten und nur seit einiger Zeit selten gewordenen Narciß ins Zimmer. Der Major blieb nach seinem Eintreten einen Augenblick lang in dem halberhellten Hintergrunde wie unbeweglich stehen, und seine große, starre Figur, verbunden mit dem Auffallenden seiner plötzlichen Erscheinung, war überraschend genug, um die den Fremden aufmerksam entgegensehende Madelon in Schreck und Verwirrung zu versetzen.

„Hilf Himmel! Der steinerne Gast!" rief

sie wie in Verzweiflung, und sprang entsetzt auf, als wenn sie vor einem Gespenst sich zu flüchten habe. „Marquis! Susanne! Christine! Wo seid ihr? Ich bitte, ich beschwöre euch! Kommt herbei!" —

Auf ihren gellenden Angstruf, wie man ihn noch nie von ihr vernommen, kamen auch alsbald die Kammerzofe und die Haushälterin aus dem Nebenzimmer eilig herbei, und mit noch größerer Hast stürzte aus einer andern Thür ein kleiner, ältlicher Mann heraus, der, mit einer altfränkischen Uniform bekleidet, einem französischen Marquis aus dem vorigen Jahrhundert ähnlich sah. Indeß hatte sich Madelon von dem ersten Schreck ihrer verwirrten Phantasie wieder erholt und so weit besonnen, daß sie einsah, der steinerne Gast aus dem Don Juan, der zuvor eine so entsetzliche Ueberraschung auf den Brettern zuwege gebracht hatte, werde unmöglich in preußischer Uniform und in solcher Gesellschaft erscheinen, und kaum war dieser komische Gedanke in ihr aufgestiegen, als sich auch eben so schnell ihre Laune veränderte, und sie über ihre eigene Thorheit lachend und mit tausend anmuthig hervorgebrachten Entschuldigungen den eingetretenen Gästen entgegenging.

„Magdalene!" rief der Major mit erhobener Stimme und blickte sie fragend an. „Magdalene Larosette, geborene von Ramberg!" —

„Sie kennen ja mein ganzes Geschlechtsregister!" erwiederte die junge Dame mit einer schelmischen Verbeugung — „und Sie, mein Herr, mit wem hab' ich die Ehre?" —

„Major Eichen aus Coblenz!" versetzte er und trat ihr einige Schritte näher. —

„Mein Onkel aus Deutschland!" rief Magdalene, oder Madelon, wie sie hier in Paris wohl genannt wurde, und stürzte in die Arme des alten Kriegers, der die schöne, glänzende Gestalt seiner Nichte, die er auf diese Weise nicht wiederzufinden gehofft hatte, mit Inbrunst umfing.

„Und das ist hier wohl mein kleines, deutsches Mühmchen?" sagte Madelon und wandte sich zu Rosalien, indem sie ihr Lippen und Wangen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. „Das ist ja schön, herrlich, vortrefflich!" fuhr die seltsam Lebhafte zu sprechen fort, indem sie bald von Einem zum Andern sprang und die Angekommenen nicht genugsam betrachten konnte, bald vor Ueberraschung die Hände in einanderschlug und das lieblichste närrische Zeug trieb, zu dem nur die

Freude eine bewegliche Natur verleiten kann. „Und nun fällt mir auch wieder ein,“ sagte sie weiter, „daß ich eigentlich auch eine Deutsche bin, und den Leuten hier in Paris hab' ich sammt und sonders weiß gemacht, daß ich von Geburt eine Französin sei, und sie haben es mir geglaubt bis auf diese Stunde! Ist das nicht zum Todtlachen, Onkel?“ setzte sie kichernd hinzu, indem sie den Major nebst Rosalien zu sich auf das Kanapee zog und noch eine Kerze auf den Tisch stellen ließ. „Aber brauchen hübsche Frauen denn ein Vaterland zu haben?“ — —

So hatten die Verhältnisse, die anfänglich durch die selsame Erinnerung an den steinernen Gast zu einer Geisterscene ausarten zu wollen schienen, sich schnell in eine Familienscene umgewandelt, der die Umstehenden, welche durch das Angstgeschrei Madelons herbeigerufen worden, so wie auch nicht weniger Narciß, als einem völlig neuen Ereigniß noch immer mit unbeweglichem Erstaunen zusahen. So aufmerksam und mit ganzer Seele beschäftigt auch Magdalene für ihre beiden so unerwarteten Gäste zu sein schien, so hatte sie doch nicht unterlassen, auch dem jungen Bildhauer von Zeit zu Zeit einen glühenden und

bedeutungsvollen Seitenblick zuzuwerfen, welchen dieser wohl verstand und darauf zu beziehen wußte, daß er so lange dem Dienst der herrschsüchtigen Schönen untreu geworden und aufgehört habe, vor ihrem Triumphwagen zu ziehen, den sie gern mit tausend Anbetern bespannt sah, ohne auch nur Einen durch dauernde Gunst beglücken zu wollen. Noch in eine andere Verlegenheit gerieth jetzt der junge Narciß durch die Anwesenheit des artigen Kammerzöfchens, mit der er sonst wohl, nach Art seiner Landsleute überall leichtfertig umhertändelnd, nebenbei eine kleine Liebesepisode durchzuspielen nicht verschmäht, sie aber ebenfalls, wie das ganze verführerische Haus, in einer tugendhaften Anwandlung, die unserm Freunde zuweilen kam, seit mehreren Tagen gemieden hatte, und welche jetzt, die Verwirrung des Augenblicks benutzend, sich ihm verstohlen näherte, um ihn durch einen heimlichen Händedruck an seine Untreue zu erinnern. Zur Beruhigung für Narciß wurde es jedoch von Niemandem bemerkt, und Madelon entfernte bald das Mädchen wie die alte Haushälterin aus dem Zimmer, indem sie ihnen zurief, daß es ihr ehrwürdiger Oheim sei, der angekommen, und nun nicht mehr zu befürchten wäre.

Nur der kleine, vor Alter zusammengeschrumpfte Marquis stand noch immer von fern wie festgebannt vor Verwunderung über das, was sich ereignet hatte, und der Major Eichen, der mit seiner wiedergefundenen Nichte gern allein gewesen wäre und ihr Manches zu sagen haben mochte, fragte sie leise, wer denn der alte Herr dort in der seltsamen Uniform sei? — „Das ist der Marquis Cidevant!" rief Madelon laut, und machte eine Bewegung, ihn vorzustellen — „mein väterlicher Freund, mein Wohlthäter! Entschuldigung, Marquis, daß ich Sie nicht gleich mit meinen lieben Anverwandten aus Deutschland bekannt gemacht habe!" —

Jetzt näherte sich der Marquis mit dem gravitätischen Anstande eines altfranzösischen Hofmanns den Fremden, und gab mit einer übertriebenen Freundlichkeit sein Vergnügen über die Ankunft derselben zu erkennen. Der Major antwortete kurz und unfreundlich, weil sich ihm hier wieder etwas Neues in den Weg stellte, das ihm die ganz anders erwarteten Verhältnisse seiner Nichte immer räthselhafter machte und seine Ungeduld nach einem Aufschluß fast peinlich spannte. Das Ge-

spräch gerieth für einen Augenblick in ein etwas verlegenes Stocken. —

„Unser guter Marquis Cidevant gehört zu den Wenigen, die ihren Namen ganz in der That führen!“ begann Madelon wieder, und der alte Herr aus der alten Zeit, der solche spöttische Anspielungen von der muthwilligen Schönen gewohnt sein mochte, begnügte sich, ihr gutmüthig lächelnd mit dem Finger zu drohen, worauf er nach einigen allgemeinen Wendungen des Gespräches das Zimmer verließ, um, wie er sagte, zur festlichern Bewirthung der verehrten Fremden Anstalt treffen zu lassen.

Auch Narciß hatte sich bereits empfohlen und beim Abschied um die Erlaubniß gebeten, bald wiederkommen zu dürfen, was ihm von Madelon nicht abgeschlagen wurde. Das Haus der jungen Wittwe hatte jetzt für ihn wieder einen neuen Reiz gewonnen, und die junge Wittwe selbst erschien ihm durch die heut so unvermuthet ans Licht getretene Entdeckung, daß sie eine Deutsche sei, da bisher Niemandem in Paris, und ihm selbst am allerwenigsten, an ihrem ächt französischen Frauencharakter zu zweifeln eingefallen war, — sie erschien ihm immer mehr wie ein wunderbares

Irrlicht der Liebe, das, in seiner wandelnden und wechselnden Gestalt umherhüpfend, zwar schön und seltsam aus der Ferne glänzt, aber zuletzt wohl ohne wahre und warme Strahlen unbeglückt und unbeglückend in der Wildniß zerflattert. — —

„Es sind jetzt zehn Jahre, daß wir getrennt waren, Magdalene!"— begann nun der Major, als sie sich endlich mit einander allein befanden — „und wie es schien, hast Du auch nie eine Sehnsucht gehabt, in Dein Vaterland zurückzukehren, da Du uns während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal Nachricht von Dir gabst! Als ein sechszehnjähriges Mädchen folgtest Du damals einem französischen Officier, der in unserer Vaterstadt für seine Wunden hülfreiche Theilnahme und Genesung gefunden und bald Deine Neigung und Deine Hand gewonnen hatte; Deine Mutter war seit einigen Jahren gestorben, Deine Verwandten konnten nichts dagegen haben, und der brave Larosette führte Dich als seine beste Siegesbeute in zartester Jugend noch aus der Pensionsanstalt nach seinem Frankreich mit fort. Seitdem wurdest Du uns so fern und fremd, daß Dich jetzt meine Ankunft wohl als eine Gespenstererscheinung überraschen konnte, und doch haben mich so man-

cherlei wichtige Umstände und Pflichten hieher geführt, die ich nicht länger mehr aufschieben durfte und die Deine Familienverhältnisse betreffen. Durch einen Freund, der vor einigen Monaten hier in Paris gewesen, erfuhr ich, daß Dein Gatte plötzlich gestorben." —

„Ums Himmels Willen, lieber Oheim" — fiel ihm Magdalene fast ängstlich ins Wort und schmiegte sich erschrocken an Rosalien, die neben ihr saß — „laß die Todten ruhen! Ich spreche nicht gern von der Vergangenheit, und Erinnerungen aller Art sind mir beklommene Gäste, die mich bange und zittern machen. Darum habe ich mich auch ganz und gar in eine Französin umgewandelt und bin meinen deutschen Landsleuten fremd geworden, die immer so viel aus der Vergangenheit zu erinnern haben; aber das mag sein, wie es will, ich weiß das Alles, lieber Onkel, worauf Du zu reden kommst! Ich bin nun einmal, wie ich bin, und daß ich nie nach Deutschland geschrieben habe? Mein Gott, alle Tage hatt' ich es mir vorgenommen, aber da kam Eines zum Andern, bald Besuche, bald Bälle, bald Kopfschmerzen, dann wieder Theater, Concerte und die unerträglichen musikalischen Soirée's, die man

alle mitmachen muß, dann wieder Hochzeiten, Todesfälle, Beileidsbezeugungen, etwas Zeit für die Toilette, daß man nicht wie ein Wilder aussieht, Morgenvisiten, Abendvisiten, auch das Neueste aus der Literatur muß man lesen, und so sind in einem Nu zehn Jahre daraus geworden, und ich weiß noch heute nicht, wie es möglich ist, daß der liebe Gott die Zeit so schnell vergehen läßt, und daß zehn Jahre wie eine kleine Mittagspromenade durch die Tuillerien in einem Augenblickchen Sonnenschein, wegrutschen! Und soll es denn einmal über die Vergangenheit geplaudert sein, so will ich mich lieber hier über mein kleines hübsches Röschen wundern, das in zehn Jahren eine so volle Rose geworden ist, und ich erinnerte mich nur ihrer noch als eines ganz kleinen Dämchens, das außer seiner Puppe immer Niemanden lieber hatte als mich, und sich damals von keinem Andern die langen blonden Zöpfchen flechten lassen wollte, als von mir. Und wie alt bist Du denn jetzt, mein allerschönstes Mühmchen?"

Bei diesen Worten umarmte und küßte sie das liebe Mädchen von Neuem und ließ ihr durch ihre lebhaften Liebkosungen kaum so viel Zeit und Athem, daß Rosalie auf die an sie gerichtete

Frage antworten konnte, sie zähle erst sechszehn Jahre.

„O mein Gott! sechszehn Jahre!" fuhr Madelon fort, „das ist ja gerade so alt, als ich vor zehn Jahren war! Und wenn ich vor zehn Jahren sechszehn war, folgt nicht daraus, daß ich auch noch eine ganz artige junge Frau bin? Ja, meine liebste Rosa, Du bist gerade zur rechten Zeit nach Paris gekommen und kannst nun mit mir in den Assecuranz-Verein eintreten, den ich hier mit mehreren Freundinnen gegen das Altwerden abzuschließen gesonnen bin."

Rosalie lächelte verschämt, aber der ernst gebliebene Major schien sich von der leichtfertigen Wendung, die das Gespräch unversehens genommen hatte, nur verletzt zu fühlen. Er war überhaupt in der Absicht hierher gekommen, ein tief in sein Leben eingreifendes und vielfach verschlungenes Familienverhältniß zu lösen und aufzuklären, das Magdalenen näher anging als sie vermuthete, und wodurch er zugleich eine dunkle Schuld, die bisher auf seinem Leben geruht hatte, abzutragen hoffte.

„Magdalene," — begann er daher wieder — „ich kann Dir die Erinnerung an die Vergangen-

heit nicht ganz erlassen! Hast Du es aber lieber, zuerst die Gegenwart abzuhandeln, so kläre mich zuerst auf über den unerwartet glänzenden und prunkenden Zustand, in dem ich Dich hier angetroffen habe, da ich einer demüthigen, verlassenen und leidtragenden Wittwe entgegensah. Ein Freund, der aus Paris kam und mich in Coblenz besuchte, brachte uns die erschreckende Nachricht, daß er Dich nach dem plötzlichen Tode Deines Gatten, der kein Vermögen hinterlassen konnte, in Dürftigkeit und selbst entblößt von allen Mitteln, dem baldigen Untergange preisgegeben, gesehen habe. Magdalene, ich habe noch Pflichten gegen Dich zu erfüllen, die Du selber nicht kennst und ahnest und die zugleich längst verfallene Pflichten gegen Deine selige Mutter sind, mit der ich in einem Verhältniß gestanden, das Dir ebenfalls bisher dunkel und räthselhaft geblieben sein muß. Du warst zwar von Kindheit auf gewohnt, mich Deinen Oheim zu nennen, ohne Dir etwas mehr dabei zu denken, als Kinder zu thun pflegen, welche jeden Hausfreund mit diesem Namen anreden; aber in einem andern Sinne war ich auch nie Dein Oheim, und unser Verwandtschaftsverhältniß, an welches Deine Mutter aus mancherlei

Gründen Deinen Glauben nährte und das daher bis jetzt unerörtert zwischen uns geblieben ist, hat keinen andern Ursprung als die Kindervertraulichkeit, mit der Du mir zuerst diesen Namen gabst! Dennoch habe ich von Deiner unvergeßlichen Mutter eine Pflicht gegen Dich überkommen, an die ich durch die Nachricht von Deiner Verlassenheit und Armuth um so unabweislicher wieder erinnert wurde. Es trieb mich, Dich aufzusuchen, mein Glück hing davon ab, Dich zu finden und zu trösten, und meine Reise hierher war gewissermaßen eine Buß- und Gewissensreise, durch die ich düstere Verschuldungen der Vergangenheit zu sühnen hatte! Nachdem ich Dich jetzt gefunden, und Dich zuerst über unser gegenseitiges Verwandtschaftsverhältniß berichtigt habe, hoffe ich, Du wirst es dem alten Mann verzeihen, wenn er das längst gewohnte Recht der Liebe an Dich nicht aufgeben kann und Dich noch immer Du nennt und als seine liebe Nichte wie sonst ansieht. Ich habe Dir aber eine Erbschaft zu überbringen, die Dir unerwartet sein wird und von der Niemand etwas weiß und ahnet — nicht sowohl zu überbringen, als Dich nach Deutschland zu dem Dir angehörenden Besitzthum zurückzuführen! Ja,

Magdalene, folge dem alten Freunde Deiner Mutter und kehre mit mir nach Deiner Heimath zurück, von der Dich nun nichts mehr fern hält und wo Du an Ort und Stelle über Alles, was Dir noch unerklärlich bleibt, Aufschluß erhalten sollst! O komm, komm! werde wieder eine Deutsche, Magdalene, und ziehe mit uns an den Rhein zurück, wo in Deiner Vaterstadt ein mütterliches Erbe Deiner wartet!"

Er schwieg und suchte den Blicken der Angeredeten zu begegnen, die aber das große Auge nachdenklich zu Boden senkte, und ein Zug von Spannung und wehmüthiger Bewegung schien augenblicklich ihr feines Antlitz zu überfliegen. Sie wollte eben etwas antworten, als die Thür wieder aufging und die alte Haushälterin hereintrat, um den Theetisch zu serviren und von dem Marquis Cidevant die Meldung zu überbringen, daß er um die Erlaubniß bitte, den Thee heut Abend auf seinem Zimmer trinken zu dürfen, weil er etwas unpaß sei.

„Der zuvorkommende, gute Mann! Der beste aller Männer!" rief Madelon und schien sich durch eine erkünstelte Laune von der zu ernsten Stimmung, in die sie der Major versetzt hatte, erholen

zu wollen. „Wie feinfühlend ist doch unser liebenswürdiger Marquis! Er merkt, daß wir heut über geheime Familienverhältnisse zu sprechen haben und will uns durch seine Gegenwart nicht stören, und darum läßt er sich unpaß melden! Das ist unbeschreiblich rührend und ich möchte dem Männchen dafür seine goldene Schuhschnalle küssen.

Der Major aber konnte seinen Unwillen über die abermalige Unterbrechung ihrer Mittheilungen nicht unterdrücken, und die Alte, die wieder hereingetreten war und sich besonders in seiner Nähe absichtlich und eifrig zu thun machte, schien ihm noch aus andern Gründen widerwärtig zu sein, so daß er beständig das Gesicht von derselben abgewendet hielt, um nicht von ihr angeredet zu werden, wozu die Frau, die, eine alte Dienerin von Madelons verstorbener Mutter, auch der Tochter treu geblieben und nach Paris gefolgt war, mehrmals den Versuch machen wollte. —

„Und wer ist denn der alte Geck von Marquis?" fragte jetzt der Major fast erzürnt, als sie wieder allein und ungestört waren. „Wie es scheint, ist er Ihr Hausgenosse, Madame Larosette?"

„O mein Himmel und alle Heiligen! was ist das plötzlich für eine Wendung der Conversation?" rief Magdalene erschrocken aus, sprang auf und fiel dem Major um den Hals, indem sie ihn schmeichlerisch ansah, ihm die Wangen streichelte und durch Liebkosungen aller Art seinen Unwillen zu besänftigen suchte. „Sind Sie mir böse, mein liebes Onkelchen? O bleiben Sie doch mein gutes, gutes Onkelchen und lassen Sie mich Ihr Nichtchen bleiben, wie ich es als Kind war; und ist es denn nöthig, daß unser Verwandtschaftsverhältniß, das nur ein erborgtes war, wie Sie sagten, zwischen uns erörtert werde? Was gehn mich alle Familienverhältnisse an, wie sie sind oder sein sollen; und kann ich denn den nicht meinen Onkel nennen, den ich lieb habe? O lieber, lieber, guter Mann, werden Sie mir nicht fremd, denn es ist ja schon in meinem Leben so viel Fremdes um mich her, was mich kalt ansieht, und entziehn Sie mir nicht den alten Ton, die alte Anrede der Liebe! O thun Sie doch, als wäre ich noch das Kind, das immer zu Ihnen Onkel! sagte; und mein Gott, ich armes Geschöpf, was ist denn aus mir geworden und bin ich denn nicht noch immer ein närrisches, thörichtes Kind, das zu Zeiten weinen und

lachen möchte in einem Athem und Beides nicht weiß, warum? Aber zürnen Sie mir nicht, verlassen Sie mich nicht, ich beschwöre Sie bei dem Andenken, bei Ihrer Freundschaft zu meiner seligen Mutter, die immer unglücklich war, wenn Sie einmal einen Tag lang nicht zu uns kamen!"

Bei diesen Worten, die sie mit leidenschaftlicher Hast ausgestoßen, schien ihr ganzes Wesen eine solche Umwandlung zu erleiden, daß sie dem Ausbruch der heftigsten Thränen nahe war und ihre Stimme sich in ein leises Schluchzen verlor. Der Major betrachtete sie mit Rührung, und sagte ihre Hand ergreifend und an sich drückend: „Seltsame, seltsame Magdalene! So bist Du geworden und so muß ich Dich wiederfinden! Wie ähnlich und doch wie unähnlich bist Du Deiner Mutter, wie zwei Rosen, von denen die eine wild gewachsen auf den Bergen, und die andere im sanften Blumenbeet blühte. Du bist die wilde Rose, mein Kind, und so siehst Du Deiner Mutter ähnlich, welche die sanfte Rose war! O schöne, unwiederbringliche Zeit, als sie noch lebte, Deine Mutter, und ich Euch in Eurer stillen, einsiedlerischen Klause täglich besuchte, und Du, damals noch ein

so junges Mägdlein, mir entgegensprangst, so oft ich kam, mit freundlicher Kindesneigung!"

„Ach ja, ja!" seufzte Magdalene, in Erinnerungen verloren, das schöne Haupt senkend. — —

„Aber meinen guten, alten Marquis hättest Du doch nicht schelten sollen, lieber Oheim!" fuhr sie nach einer Weile fort, indem sie aus der niedergebeugten Stimmung allmählig wieder in ihre gewöhnliche überging. „Und ach, was wäre ich ohne den guten, guten Marquis Cidevant! Freilich ist er mein Hausgenosse, und er ist noch mehr, — nicht etwa mein Mann oder gar mein Liebhaber — und warum auch das nicht, wenn er mir nur gefiele, der süße Alte? — aber nein, lieber Oheim! der Marquis Cidevant ist mein Pflegevater und ich bin seine gehorsamste Pflegetochter!"

„Ist es möglich!" rief der Major erstaunt. „Und wie hängt das zusammen?"

„Ja wie es zusammenhängt!" versetzte Madelon mit einer tragikomischen Miene. „Mein Gott, ganz natürlich! Der gute Larosette, mein Mann, war plötzlich gestorben und hatte mich endlich doch verlassen, wie treu ich ihm auch immer gewesen und wie sehr ich ihn immer geliebt hatte;

aber er konnte doch nicht dafür! Ich hatte um seinetwillen mein deutsches Vaterland aufgegeben und war ihm nach Paris gefolgt und ich wäre ihm gern auch in das neue Land, in das er fortging, nachgezogen, denn so groß und bitter war mein Herzeleid, als ich den geliebten Mann begraben und von mir lassen mußte in die dunkle, feuchte Erde hinunter! Ich hatte ihn begraben und sah mich weinend um in meinem öden Wittwenhause, und ich begann zu frieren, denn so kalt und eisig war die Einsamkeit und Verlassenheit, die mich von den stummen Wänden her anstarrte, aber wenn ich an die Zukunft dachte, da begann ich mich zu entsetzen! Eine Menge luftiger und verliebter Cicisbeos und Hausfreunde, die mein guter Mann bei seinen Lebzeiten um mich geduldet hatte, weil ich mich über sie lustig zu machen verstand und ihm so fortwährenden Stoff zur Unterhaltung daraus bereitete, stellten sich jetzt als Beileidsträger bei mir ein, und ich war so weit gekommen, daß ich über ihre verstellten Faunengesichter nicht einmal mehr lachen konnte. Bei ihren sehnsüchtigen Seufzern und Liebesblicken fiel mir immer ein, daß ich arme Wittwe mir mit all dem Liebesfeuer im Winter noch keine Stube würde

warm heizen können, und daß jedes Strohfeuer mir bessere Dienste leisten möchte, und doch sah ich ein, daß für den nächsten Winter mein Ofen nur eben mit so leichtem Brennstoff würde vorlieb nehmen müssen, als solche Liebesseufzer wären, denn Alles, was mein guter Larosette mir hinterließ, war eine kleine Pension, auf die ich nach seinem Tode Hoffnung hatte. Da fing ich an mich einzurichten, so gut es sogleich gehen wollte, verkaufte und versetzte, und bezog mit meiner treu ausharrenden Christine ein kleines Stübchen in der Vorstadt, um die ganze übrige Welt zu vergessen und wie ein Dachs an meinen Schmerzen mich festzusaugen. Meine liebenden Freunde und Cicisbeos folgten mir nach, ich erhielt glänzende Anerbietungen, man machte ordentlich Pläne mit mir, ich sollte wer weiß was Alles werden, ich sollte die Geliebte eines Fürsten werden und dann durch meinen Einfluß die Partei der Romantiker heben; ein anderer wohlmeinender Freund wollte sich eine idyllische Häuslichkeit bereiten und hatte die reellsten Absichten, mich darin zu seiner Schäferin oder Göttin zu machen, wo ich denn auf seinem Landgut in der Provinz als seine ehrbare Frau Gemahlin mit ihm leben sollte; aber ich

merkte, daß die idyllische Wirthschaft des reellen Landedelmanns nur zu bald durch den Geruch seiner Kuhställe und Schaafheerden sich in die übelste Wirklichkeit verwandeln würde. Kurz, ich wollte von Allem nichts hören, ich war eigensinnig in meinem Leid, ich wollte keine Liebe, keinen Fürsten, keinen Reichthum, keinen Einfluß auf die Romantiker, ich wollte mit mir selbst allein bleiben, ich wollte weinen, ich wollte hungern und arm und verlassen sein, ich wollte alle Freude vergessen, ich wollte auch nicht nach Deutschland schreiben an meine Verwandten und Angehörigen. In diesem Zustande, lieber Oheim, mag mich unser durchreisender Landsmann hier angetroffen haben, der die Nachricht von meiner hülflosen Lage nach Coblenz brachte. Aber ein anderes Glücksgestirn ging bald über mir auf. Unter den zudringlichen Bewerbern, die es sich durchaus nicht nehmen lassen wollten, entweder mein oder ihr Glück zu machen, befand sich auch ein alter Marquis, der mit meinem seligen Larosette immer Schach gespielt hatte, und mir seiner Bescheidenheit wegen, mit der er seine Wünsche nur im Hintergrunde spielen ließ, vor Allen wohlgefiel. Seine weit vorgerückten Jahre erlaubten ihm nur

gerade so liebenswürdig zu sein, als er war, und ich nannte ihn immer meinen väterlichen Liebhaber, weil er am allerwenigsten unter meinen sogenannten Anbetern nach verbotenen Dingen trachtete und nur aus ganz platonischen Absichten, wie er sich auszudrücken pflegte, meine Gesellschaft suchte. Kurz, es war kein Anderer, als der Marquis Cidevant, und der gute Alte hatte nicht selten seine drolligen Stunden, so daß ich mich oft durch seine Unterhaltung wirklich aufgeheitert in meiner Betrübniß fühlte. In einer seiner drolligen Stunden bot er mir auch einmal wie von ungefähr seine Hand an und machte mir den Vorschlag, ihn zu heirathen, weil er nicht mehr anders als in meiner Nähe leben könne und für den Winter seiner Tage nur noch im Sonnenschein meines Anblicks Licht und Wärme zu finden hoffte. So schön und offen drückte er sich aus, denn der Marquis Cidevant war zu seiner Zeit wohl auch ein Dichter gewesen. Ich aber war eben so offen und machte ihm dagegen den andern Vorschlag, er solle mich adoptiren und Vaterstelle an mir vertreten, wofür ich seine ihn liebende Tochter sein wolle, und wir so, ohne der Welt ein Aergerniß zu bieten, unser Leben in guter Gesellschaft mit einander

hinbringen könnten. Gesagt, gethan; der Vorschlag gefiel, der Marquis erklärte mich für seine Pflegetochter, setzte mich zur alleinigen und rechtmäßigen Erbin seines großen Vermögens ein, und ich bezog mit ihm sein prächtiges Haus in der Straße Cherche midi, wo ich jetzt vor Ihnen zu sitzen die Ehre habe. Ich öffnete mein trauriges Herz wieder den Freuden der Welt, ich berauschte mich in den glänzenden Zerstreuungen von Paris, welche der Reichthum und die unermüdliche Laune meines lieben Pflegevaters um mich her ausbreiteten, und mit Niemandem stand ich besser als mit meinem guten Alten, dem ich mein erneutes Glück verdanke. So leben wir denn Beide hier zusammen in bester Eintracht, ich und der Marquis Cidevant, und er verlangt keinen andern Lohn, als daß ich ihn alle Morgen einmal freundlich ansehe, so wie man einem trauten Kanarienvogel alle Morgen ein Stückchen Zucker in den Schnabel schiebt, und das thue ich denn auch recht herzlich, und dann ist er den ganzen Tag über seelenvergnügt! Er läßt mich seine Schätze genießen und thut, als wäre er todt, indem er sich von der heutigen Welt zurückzieht, in der er besonders Alles, was der vielbesprochenen Partei der Ro-

mantiker hier in Paris anhängt, haßt und verdammt!" — —

So erzählte die junge Wittwe und befriedigte die Wißbegierde ihrer Freunde, denen ihre veränderte Lage bisher ein Räthsel gewesen war. Sie schwieg, und der Major schien für den Augenblick um Worte verlegen, wie er sich über die offen mitgetheilten Geständnisse Magdalenens äußern solle. Es trat eine Stille ein, welche durch die wieder hereinkommende Haushälterin unterbrochen wurde, die diesmal ihrem Drange, sich dem Major zu erkennen zu geben, nicht widerstehen konnte. Sie ergriff seine Hand, die sie, ungeachtet er es abwehrte, mit vielen Küssen bedeckte, und fragte ihn mit schluchzender Stimme, ob er denn die alte Christine nicht mehr kenne, die der wohlseligen Frau von Ramberg — dies war Magdalenens Mutter — in Coblenz so treu bis zu ihrem Tode gedient habe? Die Frau gerieth bald aus einer Frage und Erinnerung in die andere, und konnte sich besonders an Rosalien nicht satt sehen und verwundern, welche sie als kleines Kind oft auf ihren Armen geschaukelt haben wollte. Rosalie erwiederte die Reden der guten Alten mit Freundlichkeit und Rührung, aber ihr Vater schien

die geschwätzigen Erkundigungen nach Allem, was seitdem in der deutschen Vaterstadt vorgefallen und nicht vorgefallen wäre, nur mit Ungeduld anzuhören, und beantwortete sie kurz und abweisend.

„Und steht denn auch unser altes, verfallenes Haus noch in Coblenz?“ konnte sich die Frau endlich hinzuzusetzen nicht enthalten. „Mein Gott, schon bei Lebzeiten der seligen gnädigen Frau drohte es uns immer über den Kopf zu stürzen, aber die gnädige Frau wollten partout nie etwas daran bauen lassen, und sagten immer, das alte Haus sollte ihr Grab werden; und wie wahr hatten die gnädige Frau gesagt — o mein Himmel!“

„Ach ja, das alte, schwarze Haus!“ fiel Madelon ein, sich die heimathlichen Zustände in der Erinnerung vergegenwärtigend. „Es steht mir jetzt ganz deutlich vor Augen! Ein wahres Eulennest ist es gewesen, in dem wir wohnten, und die verwünschte Hütte mußte meiner guten Mutter das Leben kosten, denn an der eingefallenen Wand, die ihr theures Haupt begrub, starb sie ja! Man hätte es gleich niederreißen und verbrennen sollen! Und steht es denn noch auf derselben Stelle?“ —

Für den Major mochten diese Erinnerungen einen besondern Stachel des Schmerzes in sich

schließen, denn er gerieth bei den an ihn gerichteten Fragen in eine augenblickliche Verwirrung, während welcher mancherlei trübsinnige Gedanken und Empfindungen ihn innerlich zu bestürmen schienen. „Und doch haben wir damals in dem alten schwarzen Hause so manche glückliche Stunde verlebt!“ sagte er endlich ausweichend. „Aber kommt nur mit mir zurück nach Coblenz, da werdet Ihr Alles sehn, was aus der Vergangenheit noch übrig geblieben ist und in die Gegenwart hineinragt und wie die Gegenwart sich verändert hat! Komm, komm, Magdalene, was willst Du noch hier in dem fremden Paris? Kehre mit uns nach Deiner Heimath zurück, wo ich ein Vermächtniß Deiner Mutter, nur mir bekannt, Dir zu übergeben habe, das Dich für den Glanz des Glückes, welches Du hier verlässest, wenigstens einigermaßen schadlos halten kann! —“

„Ich bitte Dich, lieber Oheim, greife Deine arme Nichte doch nicht gleich mit Sturm an!“ entgegnete Madelon. „Du bist nun kaum hier angekommen und wir sitzen ein halbes Stündchen zusammen und plaudern, und nun möchtest Du mich auch gleich Huckepack auf die Schultern nehmen und nach Deutschland mit mir zurückkutschi-

ren! So schnell geht es aber nicht mit mir, mein Herr Oheim! Und was kann ich denn auch in Deutschland für eine große Erbschaft zu erwarten haben, da meine wohlselige Frau Mama in notorischer Armuth von hinnen geschieden ist und nichts Zeitliches zurückgelassen hat, als das alte baufällige Unglückshaus, von dem ich keinen Span erben mag! Hier in Paris aber ist mir im Grunde ganz wohl zu Muthe, wenn ich auch den Vorwurf, daß ich nicht mehr eine Deutsche sei, von meinem unschuldigen Haupt abwälze. Muß man denn immer etwas sein, um etwas zu sein? Ich will nun einmal weder eine Französin, noch eine Deutsche, noch eine Engländerin, noch eine Italienerin, noch eine Hottentottin sein, sondern ich will weiter nichts sein, als die in Gott vergnügte Pflegetochter des alten Marquis Cidevant, die sich alle Tage erträglich anzieht, ins Theater geht, Gesellschaften besucht, Bücher liest, Nachts gut schläft und schöne Träume hat. Oder wißt Ihr was? — ich will Alles zusammen sein! Von der Italienerin gebt mir das heiße Blut, damit mich nicht gar zu sehr friere bei meinem alten Marquis Cidevant; und von der Französin gebt mir den Leichtsinn, denn zuweilen in der Einsamkeit gehn

mir doch gar zu schwermüthige Gedanken in meinem Kopf herum; und von der Deutschen gebt mir die Sanftmuth, denn mein Herz ist mir oft ein so wildes Ding, das unaufhörlich schlägt und nie ruht und mir immer weh thut; und von der Engländerin gebt mir die schlanke Taille, damit ich mich nicht zu schnüren brauche; und von der Hottentottin — von der, ihr gütigen Götter, gebt mir Nichts! — Und nun geh, Christine, und mach' uns mit Deinem alten Heimweh keine Verdrießlichkeiten!

Christine verließ seufzend das Zimmer und der Major äußerte, daß er immer einen ihm selbst unerklärlichen Widerwillen gegen die Alte gehegt habe, von dem er auch jetzt wieder bei ihrem Anblick unwillkührlich ergriffen worden, wie sehr er auch sonst ihrem redlichen und treuen Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse.

„Sie hat so eine eigne fromme Gesangbuchsphysiognomie," — erwiederte Madelon — „mit der sie Jedermann, den sie ansieht, an seine Sünden zu erinnern scheint. Auch weiß sie alle geistlichen Lieder auswendig, die nur je in der Welt gesungen worden, und es ist mitunter gar schauerlich, wenn man Abends vor ihrem Schlafkämmerlein vorübergeht, wo sie sich satt singt und satt

betet, während sie den Tag über meist stumm umherschleicht und sich in beständiger Sehnsucht nach Deutschland verzehrt.“ —

„Aber sieh da! mein allerliebstes Mühmchen!“ setzte Madelon leiser hinzu, und zeigte lächelnd auf Rosalien, die von der Müdigkeit, welche die kaum erst überstandene Reise in ihr zurückgelassen, überwältigt zu werden schien und eben das Köpfchen träumerisch auf die Kissen des Kanapees senkte, um die schlaftrunkenen Augenlider wider Willen zu schließen. Durch die plötzlich eingetretene Stille des Gesprächs aufmerksam gemacht, ermunterte sich das anmuthige Kind wieder und blickte erröthend umher, ob man auf sie geachtet habe.

„Du hast auch nicht einmal Deinen Thee ausgetrunken, mein süßes Röschen!“ sagte Madelon. „Aber Du hast Recht, die Theegesellschaften sind immer langweilig, besonders wenn dabei, wie bei uns, der trockene Zwieback der Familienangelegenheiten zum Zubiß ausgegeben wird, und man sollte allen Theegesellschaften den Tort anthun, daß man unerbittlich bei ihnen einschläft. Und, armes Mädchen, was war das auch heut für ein Empfang für Dich in Paris! Nun warte nur, morgen sollst Du erst sehen, daß Du in Pa-

ris bist! Da sollst Du das und das und das und tausend Herrlichkeiten sehen, von denen Du nie geträumt hast!" — —

Der Major machte Anstalt aufzubrechen und Abschied für heut zu nehmen, aber Magdalene wollte es durchaus nicht zulassen, daß er sich mit seinem Töchterchen wieder aus dem Hause entferne, da einerseits die Nachtluft für Röschen schädlich sein könne und andrerseits die Fremdenzimmer für die werthen Gäste schon in Bereitschaft ständen. Das gastfreundliche Anerbieten ward angenommen und so schied man für heut ziemlich unbefriedigt und zu verschiedenen Stimmungen aufgeregt von einander, um sich, da es schon spät geworden war, zur Ruhe zu begeben. —

„Ach, was hab' ich nun für entsetzliches Kopfweh!" sagte Magdalene beim Auseinandergehen. „Das kommt Alles bei mir von den vielen Erinnerungen an die Vergangenheit und aus der Vergangenheit! Aber sieh, Rosalie, was draußen für eine schöne, herrliche Nacht ist, und wie an dem tiefen, tiefen Himmelsdunkel die wunderbaren Sterne hervortauchen! Was meinst Du, lieber Oheim, sind die Sterne Erinnerungen aus der Vergangenheit oder Ahnungen der Zukunft? Ach, wenn

Ihr nicht so müde wäret von der Reise, müßtet Ihr noch ein wenig mit mir hinuntergehn in den Garten an die Ufer des Flusses, und auf der Seine mit mir spazierenfahren, denn die Nacht über kann ich heute doch nicht schlafen!" — —

Am andern Morgen begegneten sich der junge Bildhauer Narciß und sein Freund, der Theaterdichter Dubois, schon früh auf der Straße, und Letzterer fing sogleich an, von der gestrigen Aufführung des Don Juan zu erzählen, von der er sowohl hinsichtlich der Musik als der darstellenden Künstler mit vieler Begeisterung sprach, indem er den Freund bedauerte, der diesen seltenen Genuß gestern versäumt hatte.

Narciß antwortete nur zerstreut und einsylbig und schien überhaupt eine besondere Herzensangelegenheit mit sich herumzutragen, die ihm in seiner Werkstatt beim Meißel und kalten Marmor heut keine Ruh gelassen und ihn früher, als er sonst wohl gewohnt war, von der Arbeit hinweggetrieben hatte.

Unbemerkt schlugen Beide denselben Weg ein, ohne sich über das Ziel ihres Spazierganges zu

äußern, und Dubois wurde durch die Schweigsamkeit seines Gefährten über den Gegenstand der Unterhaltung, die er auf eigene Kosten zu führen hatte, nur noch erhitzter, denn er glaubte, der Andere sei deshalb so still, weil er mit seinen Ansichten und Meinungen wieder nichts zu thun haben wolle. Dubois behauptete nämlich, daß Mozarts Don Juan eine romantische Tragödie sei, und daß die Aufführung dieser in Frankreich bisher nie vollständig gehörten Oper bedeutend grade in die gegenwärtige Zeit falle, da die Franzosen erst jetzt gestimmt sein dürften, einem solchen Musikkunstwerk im erhabensten, romantischen und phantastischen Styl Anerkennung und Eingang bei sich zu gewähren. „Nur die eine Geistererscheinung des Comthurs" — setzte er hinzu — „mit welcher Fülle von überirdischen Tönen ist sie ausgestattet, die uns wie brausende Stimmen des Weltgerichts an die Grenzen des Daseins führen und die Pforten einer fernen, schauerlichen Zukunft des Lebens ahnungsvoll vor uns entriegeln. Wenn man dagegen die armen, hülfsbedürftigen Gespenster betrachtet, die in unserm Voltaire als sogenannte Geister erscheinen! Mein Gott, das sind wirklich steinerne unbeseelte Gäste, denen zu einer Geistererscheinung

nichts als der Geist fehlt; aber dieser steinerne Gast Mozarts, das ist ein geistreicher Geist, aus dessen Athemzügen die Geheimnisse einer unsichtbaren Welt uns anhauchen!" —

Unterdeß waren die beiden Freunde vor einem Hause angelangt, das ihnen selbst unbewußt ihr gemeinsames Ziel zu sein schien, und vor demselben stillstehend, sahen sie sich lächelnd an, denn sie befanden sich vor dem Hause der schönen Madelon.

„Höre 'mal, Freund!" sagte Dubois und klopfte dem etwas verlegen aussehenden Narciß auf die Schulter, „Du führst mir heut ganz Absonderliches im Schilde, und wenn Du nicht grade so eine Miene machst, wie ein in Ach und Weh aufgelöster Heirathscandidat, der eben eine Bittschrift feierlichst zu überreichen im Begriff steht, so will ich mich nicht auf Gesichterkunde verstehn!" —

„Ihr Poeten habt das mit den alten Weibern gemein, daß Ihr Euch gern in alle Herzensangelegenheiten und Geheimnisse mischen mögt, die Euch nichts angehn!" erwiederte Narciß gereizt. „Ich bitte Dich, lieber Freund, verschone

mich jetzt mit allen anzüglichen Späßen, wozu ich nicht aufgelegt bin, denn ich will heut einen ernsthaften und wichtigen Lebensschritt thun, der auf immer für mich entscheidend, ewig glücklich oder ewig unglücklich sein wird und muß!"

Dubois hatte seinen lustigen und sonst so leichtgesinnten Freund noch nie in einem so pathetischen Ernst gesehn, und es war ihm daher zu verzeihen, wenn derselbe jetzt einen mehr komischen Eindruck auf ihn machte und fast seine Lachlust reizte. „Erlaube mir," — sagte er — „daß ich nicht so gleichgültig bei Deinen Herzensangelegenheiten bin, als Du es haben willst, denn sobald von der zauberischen Bewohnerin dieses Hauses, vor dem wir stehn, die Rede ist, bin ich auch mit dabei im Spiele und habe als ein Nebenbuhler, der sich freilich nicht mit Dir messen kann, wenigstens doch ein Wörtchen mitzureden. Ja, Freund, Du hattest Recht, als Du mir gestern diese wunderbare Madelon als die Göttin der romantischen Liebe schildertest, und mir wurde gestern Abend noch das Glück beschieden, im Theater in einer Loge mit ihr zu sein und während des Zwischenacts ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Man hat unsern trefflichen Victor Hugo

den Attila oder besser den Napoleon des Romanticismus genannt, so wie sich der Herr von Musset durch seine „Banditen" den Beinamen des Robespierre unter den Romantikern erwarb. Mit einem ähnlichen, aber freilich etwas süßeren Tropus möcht' ich unsere Madelon die Venus des Romanticismus nennen, und dieser unsrer romantischen Venus, mein Freund, habe ich mich entschlossen, meine neueste Tragödie zu widmen, die ich in den Druck geben will, sobald sie auf der Bühne eine wiederholte Aufführung erlebt hat. Dies ist, ganz offen gestanden, die Absicht, welche mich, mit meinem Manuscript in der Tasche, hierher führt, um das Gedicht, das Einzige, was ein armer Poet, wie ich, zu bieten hat, ihr vorzulegen, und die Holde um die Erlaubniß zu bitten, daß sie sich die Zueignung der romantischen Muse gefallen lasse. Ein Mann, wie Du, der noch in jungen Jahren von seinem Alten ein so bedeutendes Vermögen ererbt hat, daß er in einem Doppelsinne für einen steinreichen Bildhauer gilt, wird freilich zur Unterstützung seiner ernsthaften Wünsche, denen er sich leichter als ein Andrer hingeben kann, auch eine mehr in die Augen fallende Morgengabe, als ein Gedicht ist, zu bringen haben."

„Ich bitte Dich, Poet, werde nicht auf einmal so prosaisch!“ entgegnete Narciß mit Eifer. „Ich glaube gar, Du denkst, ich will den phantastischen Wildfang heirathen? Wie kannst Du mir nur zutrauen, daß ich noch einen solchen dummen Streich begehn würde, nachdem ich die Schule der Liebe so ziemlich durchgemacht habe, da zu heirathen, wo ich nur verliebt zu sein, aber nicht zu lieben vermag!“

„Aber mein Gott, was willst Du denn?“ fragte Dubois, fast verlegen werdend. „Doch ja, ja, nun erinnere ich mich, Du hattest ja gestern in jenem Hotel am Markt eine Entdeckung gemacht, wodurch Dir der schwierige Unterschied zwischen der klassischen und romantischen Liebe und Poesie auf ein Mal klar wurde. So sei denn kein Narr, lieber Narciß, und begieb Dich nach Deinem Hotel am Markt, um der Klassikerin Deines Herzens Deine Aufwartung zu machen, und komm mir hier nicht in mein romantisches Gehege, denn ich möchte ihr gern heut noch wenigstens die beiden ersten Acte meines Trauerspiels vorlesen, und wenn ich dazu eine ungestörte Audienz bei ihr erhalten kann, weißt Du, bin ich der glücklichste aller Trauerspieldichter! Bedenke

nur, wie mager die Wirklichkeit heut zu Tage für uns arme Poeten ist und was für Unsereinen davon abhängt, von den dunkelglühenden Augen einer Madelon einen schönen, günstigen Blick zu erhalten, indem sich aus einem einzigen Blick von ihr tausend poetische Gedanken und Träume entspinnen können, woran ein Dichter wochenlang zu zehren und zu dichten hat!"

„Ich werde Dich nicht stören, denn was ich suche und zu finden hoffe, ist nicht mehr diese gefährliche Zauberin, die Dich, mein Freund, wie ich merke, jetzt so eng mit ihren dornigen Rosenbanden umflochten hat; aber mein wunderbares Geschick will, daß ich es dennoch in ihrem Hause suchen soll, was ich suche!" sagte Narciß lächelnd, dem Andern ein Räthsel aufgebend, das dieser sich nicht zu erklären im Stande war.

So gingen sie Beide ins Haus und der Dichter räusperte sich, und strich sich die romantischen Phantasielocken sorgfältig um die Stirn zurecht, indem er zugleich noch einmal nach seinem Manuscript in der Tasche fühlte; Narciß aber holte tiefer Athem und schien mit sichtbarem Herzklopfen der Entscheidung, die er heut für seine Liebe herbeiführen wollte, entgegenzugehn. Auf dem

Flur begegnete ihnen der alte Marquis, der bereits in Stiefeln und Sporen, wie zum Ausreiten gerüstet, von oben herunter kam, und die beiden Freunde, die sonst eben nicht zu seinen Lieblingen gehörten, einlud, mit ihm nach dem Stall zu gehn, um seine Pferde in Augenschein zu nehmen, weil Madame Larosette noch zu sehr mit ihrer Toilette beschäftigt sei, um schon Besuche empfangen zu können, und die Fremden aus Deutschland, die heut noch später, als die gebornen Pariser selbst, in Paris aufgewacht wären, sich eben erst an das Frühstück begeben hätten.

Narciß und Dubois konnten es nicht abschlagen, ihm zu folgen, obwohl sie schon wußten, was ihnen bevorstehe, denn der alte Herr war jetzt im Begriff, auf sein Lieblingscapitel zu kommen, und ihnen von den zahlreichen und allerdings stattlichen und seltenen Bewohnern seines Marstalls die vollständigste Genealogie, nebst den merkwürdigen Schicksalen, welche einzelne Individuen darunter erlebt hatten, im ausführlichsten Memoirenton wieder einmal vorzuerzählen.

Sie ergaben sich geduldig in das Unvermeidliche, doch wurde die langweilige Parthie jetzt, wenigstens für Dubois, etwas interessanter, da der

Alte sie zugleich aufforderte, das nach ihrem Geschmacke schönste Pferd für Madelon zu ihrem heutigen Morgenspazierritt, auf dem sie der Marquis gewöhnlich zu begleiten pflegte, auszuwählen. Madelon war eine geschickte und zierliche Reiterin, und sie übte diese Kunst nicht blos deshalb, weil sie sich im Amazonenkostüm so vortheilhaft ausnahm, oder weil ihre schöne Gestalt zu Rosse noch schöner wurde, sondern es war ihr gewissermaßen ein gemüthliches Bedürfniß geworden, denn nach jedem Spazierritt kehrte sie erheitert und in der lebendigsten Laune wieder zurück, so wie eine bekannte pariser Sängerin nie besser singt, als wenn sie zuvor drei oder vier Stunden lang zu Pferde herumgalloppirt ist.

Das Pferd, welches jetzt nach einstimmigem Gutachten als das würdigste befunden wurde, eine solche Reiterin zu tragen, war die schöne, kastanienbraune und zart gebaute Pompadour, die sich zugleich durch einen sanften und friedlichen Sinn auszeichnete, ein Pferd, das auch Madelon selbst gewöhnlich für sich auszuwählen pflegte, und dem der Marquis Cidevant diesen berühmten Namen aus der alten klassischen Zeit Frankreichs beigelegt hatte. Er begann jetzt eine umständliche,

und, wie er sagte, ganz unparteiische Lobrede auf die vortrefflichen Eigenschaften desselben, während der Dichter es bei sich verwünschte, auf diese Weise die Zeit hinbringen zu müssen, da er gerade die Toilettenstunde seiner Dame, wo ihr alle Grazien aufwarteten, für die schicklichste Gelegenheit hielt, ihr auch mit seiner Muse aufzuwarten und sein Gedicht vorzulesen; Narcissen indeß schien eine kleine Verzögerung nicht unwillkommen zu sein, um sich zu der wichtigen Unterredung, die er sich mit dem deutschen Major und seiner geliebten Tochter erbitten wollte, noch ein wenig in Gedanken vorzubereiten.

„Alter Herr!" sagte jetzt Dubois, um sich einigermaßen an dem geschwätzigen Marquis zu rächen, indem er ihn gerade bei einer seiner Lieblingsstellen in der Erzählung unterbrach, — „wir glauben es herzlich gern, daß die schöne Pompadour ein Wesen höherer Art ist, als die übrigen Pferdenaturen, und ich bewundere Euren Witz, Marquis, denn indem Ihr der Stute diesen altklassischen Namen aus dem ancien régime gabt, habt Ihr gewiß damit eine Ironie gegen die heutigen Romantiker ausüben wollen, welche der al-

ten Zeit ungetreu geworden sind, und deren unversöhnlichster Feind Ihr ja leider seid!"

„Was gehn mich die Blaugefütterten an, ich ignorire sie!" entgegnete der Marquis kalt und verächtlich, obwohl sich nicht verkennen ließ, daß ein plötzlicher Ingrimm in ihm aufstieg, der sich auf das Haupt des romantischen Dichters zu entladen drohte. Der alte reizbare Herr hatte die Romantiker mit einem Spitznamen genannt, der ihnen nicht selten von ihren Gegnern, der blaugefütterten Mäntel wegen, die sie als Abzeichen ihrer Schule zu tragen pflegten, spottweise beigelegt wurde, und auch Dubois, obwohl er zu den aufgeklärten Romantikern in Paris gehörte und in keiner Hinsicht ein wüthender Ultra war, hatte es aus Laune sonst wohl nicht verschmäht, diese zunftromantische Mode zu befolgen.

„Guter Marquis!" versetzte der Dichter, „Ihr thätet wohl, in Eurem Raritätencabinet ein Stückchen von dem Blaufutter eines Romantikers als wahre Rarität der Zeit Euch aufzubewahren; denn Ihr besitzet ja wohl, so viel ich weiß, eine solche Kunst- und Raritäten-Sammlung, worin Ihr alle mögliche Seltenheiten der Welt aufnehmt. Ich habe mir sagen lassen, daß Ihr in Eurem Rari-

tätencabinet unter andern Kunstschätzen auch die Säulen des Herkules und eine schöne Tapetenwand von den Reunionskammern Louis XIV., so wie ein Stück aus der ägyptischen Finsterniß, noch größer als das, welches Kaiser Karl IV. besessen haben soll, aufgestellt habt. In einer solchen Sammlung darf Euch denn wohl auch ein Stückchen Blaufutter aus der Romantik des heutigen Paris nicht fehlen, denn dem Zeitgeist müßt Ihr ja doch auch seine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber Nichts für ungut, lieber Herr Cidevant, und jetzt zeigt uns noch ein wenig Euren vortrefflichen Marstall, denn Ihr habt da in der That außer der braunen Pompadour noch manches herrliche Thier, das die Wahl, in der wir vorhin begriffen waren, schwer machen könnte, und wenn mir dieser Schimmel hier nicht etwas zu impertinent-blond wäre, wie man zu sagen pflegt, so würde ich ihm noch den Vorzug gegeben haben, unsere verehrte Madelon zu tragen; aber der Impertinentblonde ist mir nicht romantisch genug für eine solche strahlend-romantische Reiterin!"

„Strahlend-romantisch! Ich bitte Euch, mein Herr Poet mit den neugebackenen Ausdrücken Eurer Schule, das ist ja ein recht impertinent-roman-

tischer Ausdruck!" rief der Alte giftig, und schien seine Wuth nicht länger zurückhalten zu können. „Und wißt Ihr denn" — fügte er boshaft lächelnd hinzu — „was ich dem Impertinentblonden für einen Namen gegeben habe? Ich nenne ihn nicht anders als meinen Lamartine und denke dabei immer an den hochbeinigen und aufgestelzten Romantiker, der sich durch seine poetischen Umtriebe sogar in die Akademie einzuschwärzen gewußt hat. O Louis Quatorze! Louis Quatorze! was ist aus Deiner weltberühmten pariser Akademie geworden, die sich durch die Aufnahme solcher Mitglieder selbst zur verabscheuenswürdigen Secte der Tollhauspoeten bekennt! Ja, mein Herr Dubois, das war das goldene Zeitalter der französischen Literatur unter des großen Louis Regierung, das war ein Monarch, der nicht nur sagen konnte, wie er gesagt hat: l'état c'est moi! sondern auch mit demselben Recht: la littérature c'est moi! denn Er war die Literatur seine Zeit, Er hat die Poesie und Kunst gewissermaßen befohlen und sein göttlicher Befehl hatte die übermenschliche Wirksamkeit eines Prometheus, eines Etwas aus Nichts erzeugenden Schöpfers! Was faselt Ihr Poeten so Viel von Eurer Muse und Eurer Begeisterung, die wie der

Wind sei, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt? — ich will Euch sagen, was Eure Begeisterung ist! Denkt an den unsterblichen Racine, das Lächeln seines Monarchen war seine Muse, und als er in Ungnade fiel, als ihm Louis Quatorze nicht mehr lächelte, konnte der große Poet auch nicht mehr dichten, legte sich hin und starb, starb am Lächeln seines Monarchen! Seht Ihr, das war eine große Zeit! Und wo wollt Ihr unglücklichen Dichter jetzt in der armseligen Gegenwart das Lächeln eines solchen Monarchen wieder finden, das Lächeln, das Eurer ohnmächtigen Muse etwas Leben einbläst? Da nennt Ihr Romantiker Euch Royalisten, und thut so, als ob es noch ein wahres Königthum gebe, und dieser unsinnige Widerspruch, in den Ihr verfallt, ist mir eigentlich die gehässigste Seite, die mich an Euch verdrießt! Ich bitte Euch, was haben Eure schwülstigen Tragödien, in welchen Ihr biblische Stoffe aus dem alten Testament durch Euren neumodischen Bombast verhunzt, die Ihr aus unerhörten und ganz unlegitimen Phrasen, welche durch keinen Dictionnaire der Akademie eine Gültigkeit erlangt haben, zusammenknetet, in denen Ihr „den Blumenschmelz der Empfindung ausath-

met, und den Athem der Empfindung wieder verblumenschmelzt," um mit Euren eignen romantischen Ausdrücken zu reden, ich bitte Euch, was haben diese Mißgeburten der neuen Zeit mit der Gesinnung eines ächten Royalisten gemein, eines Royalisten, der so viel Vernunft besitzt, um ein absolutes Königthum als die glücklichste Verfassung zu erkennen? Doch laßt das gut sein, und werft noch einen Blick auf jenen schwarzen kollerigen Hengst, der dort in der Ecke steht und seine zottige Mähne, wie ein Hebräer seinen Bart, schüttelt. Das ist mein Saul-Soumet, wie ich ihn getauft habe, und wenn ich ihn ansehe, denke ich immer dabei an den Herrn Soumet, den Verfasser der romantischen Saul-Tragödie!"

„Ihr seid ein höchst ironischer Mann, Marquis, und die Romantiker haben sich in der That vor Eurem Witz zu fürchten!" sagte Dubois, der die rücksichtslose Laune des Alten nicht ganz gleichgültig aufnahm. „Ihr habt der alten Zeit eine würdige Leichenrede gehalten, mein verehrter Herr Cidevant, und was das betrifft, daß Ihr die royalistische Gesinnung der geistreichen Partei, deren Streben und Trachten Euch natürlich unverständlich sein und bleiben muß, mit der Romantik un-

verträglich haltet, da gebt Euch nur zufrieden, denn Ihr steht ja selbst mit der neuen Zeit in einem so unverträglichen und komischen Widerspruch, daß ich bei Leibe nicht in Eurer altklassischen Haut stecken möchte! Alter Herr, denkt doch nur daran, welche Confusitäten sich über Euer glorreiches Haupt aus dem vorigen Jahrhundert, in diesem heutigen Säculum zusammenziehn! Ihr seid ein Antiromantiker und wenn es mit rechten Dingen zuginge, müßtet Ihr ja dann auch ein Liberaler sein, denn ein Antiromantiker ist eigentlich ein Klassiker und ein Klassiker ist ein Liberaler. Die altklassischen Herren aber, deren Ihr Einer seid und die aus Mangel an Leben im Grunde zu gar keiner Partei gehören, sind natürlich so wenig liberal, daß Euch, Marquis, so viel ich weiß, der jesuitische Polignac noch der liebste Mensch in diesem ganzen Jahrhundert ist. Bedenkt außerdem, in welche Confusität Ihr gerathen seid, indem Ihr als ein Antiromantiker dennoch die romantischste Schöne, die geist- und phantasiereiche Madelon, als Tochter liebt und ihrem Dienst Euch als väterlicher Verehrer gewidmet habt! Doch ich will Euch alle diese Verwirrnisse, mit denen der Zeitgeist Euch in den Haaren oder vielmehr in der

Perücke liegt, nicht weiter zum Vorwurf machen, denn welche Partei in Paris wäre wohl ganz ohne Widersprüche, und je redlicher und leidenschaftsloser sie ist, um so eher wird sie unvermerkt von ihren Gegnern Etwas annehmen und zugestehn, und sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst setzen! Ich bemerke dies deshalb, Marquis, um Euch über die politischen Gesinnungen der Romantiker, die in gewisser Hinsicht schwankend erscheinen können, ein Licht aufzustecken, und Ihr mögt meine Bemerkungen wenigstens als eben so interessant hinnehmen, als wir vorher die Genealogie und Bildungsgeschichte Eurer Pferde mit anhörten. Seht Ihr, als Romantiker bin ich allerdings zunächst ein Royalist, und woher das kommt, will ich Euch auch sagen. Von Alters her liebte es die romantische Muse, an den Stufen der Königsthrone sich niederzulassen, und in der glänzenden Umgebung eines ritterlichen Hofes, im schimmernden Prunkgemache inmitten des lauschenden Kreises erhabner Herren und Frauen, ihr festliches Lied anzustimmen und einer solchen Umgebung gemäß sich dann auch würdig, mit aller Zierde der Kunst, mit der vollprangendsten Blüte des Ausdrucks, mit allen Juwelen und Edelgesteinen der bilderreichen

Phantasie zu schmücken, wie denn auch die Erscheinung eines Königs, der in seiner heiligen Person die Gnade des unsichtbaren Gottes und die Pracht des sichtbaren Erdenglücks darstellt, selbst eine romantische ist! So sangen die Troubadours in Frankreich, die Minstrels in England, die Minnesänger in Deutschland, an Königshöfen gepflegt und gebildet, von Königen geschützt und geliebt, die selbst außer dem Scepter und Schwert auch die Harfe zu führen nicht verschmähten und nicht für unköniglich hielten. So fällt die schöne romantische Blüthe der spanischen Poesie gerade in die Zeit, wo sich das Königthum am glänzendsten und herrlichsten zeigte, und je unritterlicher die Könige werden, je mehr verliert auch die spanische Poesie an ihrem eigentlichen Charakter und entartet allmählig zu einer die Nationalität einbüßenden Kunst, die sich nur noch von fremden ausländischen Stoffen, von Nachahmungen nährt! Findet Ihr noch keinen Sinn darin, daß die Romantiker zu den Royalisten gehören? Freilich ist es mit der heutigen Romantik, die sich in Paris jetzt als eine bestimmte und nach Bestimmtem strebende Partei geltend macht, noch eine andere Sache, als mit der ursprünglichen und natürlichen

Romantik der Völker, denn unsere jetzige französische Romantik ist allerdings eine mehr oder weniger künstliche und gekünstelte Blüthe, die wir uns zunächst aus dem deutschen Nachbarlande herüberverpflanzt haben. Durch das mächtige Eindringen der deutschen Poesie bei uns hat sich in neuester Zeit diese unsere Romantik entwickelt, die so unendlich wichtig für die höhere und freiere Bildung des Vaterlandes ist und sein wird, und welche nur den alterschwachen Philistern, die das Neue nicht wollen, oder Denen, die in ihrer Befangenheit es nicht würdigen mögen, als eine gefährliche oder bedeutungslose Verirrung erscheinen kann. Die Deutschen sind von Geburt und Natur romantische Menschen, und wenn sie auch ihre Reichsverfassung, ihre Staatseinheit verloren haben, so hat sich doch auch in neuester Zeit, auch ohne den belebenden Strahl eines die Musen schützenden Königsthrones, die romantische Poesie tief aus dem innersten Gemüth heraus bei ihnen fortgebildet. Wir Franzosen, wenn man uns unser politisches Dasein, unser eng verbundenes Staatsleben entrissen hätte, wir würden in jeder Beziehung aufhören, productiv zu sein, wir würden in aller unserer Thatkraft bis in die Wurzel erlahmen und

weder die Kunst noch Wissenschaft fernerhin etwas Nennenswerthes und Eigenthümliches hervorbringen, während diese Deutschen gerade durch den Sturz und die Zerrissenheit ihres äußern politischen Lebens nur um so mächtiger auf ein inneres geistiges Schaffen gewiesen scheinen! Seht! alter Herr, nun sind freilich die Romantiker Royalisten, aber sie sind doch auch zugleich so sehr Söhne der neuen Zeit Frankreichs, daß sie dadurch vor jedem steifen altfränkischen Royalismus geschützt bleiben, und hierin beruht auch zum Theil wieder der Widerspruch, in den sie als politische Partei leicht mit sich selber gerathen können. Den Romantikern, mein antiromantischer Marquis, wird und muß es gelingen, wenn es Einem gelingt, die Franzosen von der Fessel altpedantischer Sprachvorurtheile loszuringen und die wahre Freiheit auch im Gebiet der Kunst und Litteratur hervorzurufen, denn was die Revolution für die Politik war, das wird diese unsre Romantik für die Poesie Frankreichs werden! Noch mag es zuweilen kraus und wild mit unsern Bestrebungen aussehn, so daß die Uebelwollenden an unserm Trachten, die französische Muttersprache für die poetische Fülle des Ausdrucks biegsamer und fruchtbarer zu ma-

chen, als es der Dictionnaire der Akademie gestattet, leicht ein Aergerniß nehmen könnten. Aber vielleicht erlebt Ihr es noch, Marquis, daß in unser Streben Klarheit kommt und unsere Begeisterung eine sichere Form gewinnt, und dann werdet Ihr sehen, daß die neue schönere Blüthe der französischen Poesie den vielverhaßten Romantikern zur Ehre gereichen wird! Auf diese Weise wäre es dann auch zu begreifen, wie die Besseren unserer Partei eigentlich den Liberalen in die Hände arbeiten, weil sie eben für die neue Zeit Frankreichs arbeiten, und so wird denn wohl die Romantik ihrem wahren Ziel immer mehr nahe kommen, je mehr sie aufhört, nur ein Aushängeschild der politischen Factionen und eines leidenschaftlichen Ultrathums zu sein, und diese Hoffnung ist nicht mehr fern. Das wird Euch nun freilich ziemlich gleichgültig oder vielmehr recht verdrießlich sein, und darum hab' ich es Euch eben in aller Ausführlichkeit vorerzählt, damit Ihr Euer ganzes Unglück, das Euch der Zeitgeist über den Hals bringt, vollständig einsehen mögt! —

Der Dichter war bei dieser Rede warm geworden und nachdem er geendet hatte, nahm er vor dem Marquis mit spöttischer Höflichkeit seinen Hut ab, und be-

gab sich mit Narciß, der an dem Gespräch nur wenig Theil genommen, ins Haus zurück, indem der Alte ihnen mit wüthender Geberde nachblickte. Dubois ließ sich jetzt ohne Weiteres bei Madelon melden und hatte das Glück, sogleich angenommen zu werden, während Narciß die ihm auf der Treppe begegnende Kammerzofe ersuchte, ihn zu den Zimmern der deutschen Fremden zu führen.

Susanne, so hieß das Mädchen, sah dem ehemals zärtlicher gegen sie gesinnten Bildhauer, der früher wohl auch einen ernsthafteren Liebesscherz mit ihr nicht verschmäht hatte, schmerzlich fragend in die Augen, als wolle sie ihn seines unfreundlichen Kaltsinns wegen zur Rede stellen, und als Narciß das Mädchen näher anblickte, that sie ihm leid, denn er bemerkte wirklich auf ihren ehedem so muntern Wangen die Spuren von bleichem Liebesgram. Es wäre dem jungen Mann sonst nicht darauf angekommen, die arme Getäuschte, der ein flüchtiges Tändeln Amors zu tief empfundene Nachwehen zurückgelassen, durch einen Kuß wieder zu beruhigen, aber in diesem Augenblick, wo er sich so feierlich gestimmt und bewegt fühlte, erinnerte ihn ihr Erscheinen vielmehr an manche seiner leichtsinnigen Liebesavan-

türen, die ihm, seitdem er die sanfte, tugendvolle Rosalie gesehn, wie trübe Schattenseiten seines früheren Lebens ins Gedächtniß zurückkamen.

Seufzend nahm daher Susanne an der Thür, zu der sie ihn durch einen Gang geführt hatte, wieder Abschied und schlich mit gesenktem Köpfchen davon, ohne durch einen freundlichen Blick getröstet zu sein. Sie konnte aber die Neugier nicht überwinden, zu erfahren, was Narciß, der ihr so verwandelt schien, mit dem fremden Major für Geheimnisse haben möge, und so begab sie sich bald auf einem andern Wege in das an das Zimmer der Fremden stoßende Kabinet, wo sie unter dem Vorwande, aufzuräumen, die ganze Unterredung im Nebenzimmer belauschen konnte. —

Der Major empfing den eintretenden Narciß mit einigem Befremden, obwohl nicht ohne gutmüthige Freundlichkeit, woraus derselbe zu seiner Ermuthigung schließen konnte, daß er gestern wenigstens nicht mißfallen hatte. Seine Zuversicht erhöhte sich noch zur glücklichsten Gewißheit, als ihm die anmuthige Rosalie, die eben vor dem Spiegel ihren bescheidenen Anzug vollendete, mit einem holden, wiewohl verschämten Gruß entge-

genkam und ihn mit der naiven Zutraulichkeit einer deutschen Kleinstädterin schon als einen alten Bekannten behandelte. Da sah er ihr gutes, liebes, inniges Wesen wieder vor sich, welches ihn gleich beim ersten unerwarteten Anblick nicht nur entzückt, sondern einen so bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er sofort zu erkennen glaubte, wie er für sein bisher oft wild sich verirrendes Dasein nur Ruhe und Heilung finden würde, wenn er die stille Sanftmuth einer solchen weiblichen Natur seinem eignen Leben verschwistern und vermählen dürfte.

Narciß wagte Anfangs nur, eine theilnehmende Erkundigung nach ihrem Befinden als Ursache seines Besuchs anzugeben, und so entspann sich das Gespräch zunächst einzeln und abgerissen über den Aufenthalt der Fremden in Paris, über die Dauer desselben und die Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, die man in Augenschein zu nehmen nicht verabsäumen müsse, wobei Er, dem Geständnisse anderer Art auf der Zunge schwebten, freilich von dem, was ihm heut das Merkwürdigste und Bedeutendste war, immer mehr sich entfernte.

Jetzt verließ Rosalie das Zimmer, um Magdalenen, die sie heut noch nicht gesehn, einen guten

Morgen zu sagen, und Narciß blieb mit ihrem Vater allein zurück, der ihm heut bei weitem gesprächiger und zugänglicher vorkam, und die finstere Verschlossenheit, die gestern an ihm zurückschreckte, ganz abgelegt zu haben schien.

Diesen günstigsten Augenblick, der sich ihm für seine Herzensmittheilungen darbot, konnte Narciß nicht unbenutzt vorüber lassen, und indem er des Majors Hand ergriff und sie küßte, sagte er mit Ernst und eindringlicher Beredsamkeit: „Werden Sie es mir glauben, Verehrtester, oder werden Sie mein offenes Geständniß nicht übel deuten, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich für immer der Gefangene Ihrer liebenswürdigen Tochter geworden bin, und daß sich schon an ihren ersten Anblick eine wichtige Entscheidung meines Lebens, meiner Gesinnung, meines ganzen zukünftigen Schicksals knüpft?"

„So schnell?" sagte der Major überrascht, ohne jedoch seine wohlwollende Freundlichkeit zu verlieren, denn er hielt noch Alles blos für ein galantes Compliment des jungen Bildhauers, der ihm über die Schönheit seiner Tochter mit einer Wendung, die einem Franzosen nicht viel kostet, Glück wünschen wolle.

Narciß aber fuhr mit erhöhtem Gefühl fort und sagte: „O möchte Ihnen doch, verehrter Mann, diese schnelle und plötzliche Erscheinung meiner Liebe, die so unerwartet und mir selbst unbewußt, aber um so wahrer ins Leben getreten ist, möchte sie Ihnen doch kein ungünstiges Vorurtheil für mich und meinen Herzenswunsch einflößen! Schnell und plötzlich, wie ein Blitz vom Himmel, kommt ja auch das Gute, Schöne und Rechte, und bei uns Künstlern gilt es eben einen einzigen bedeutenden und von der Gunst des Schicksals gesegneten Augenblick! Was wir in einem solchen Augenblick auffassen, haben wir für die Ewigkeit aufgefaßt, und so sah ich Ihre und, dürft' ich sagen, meine Rosalie in einem solchen entscheidenden und für immer fesselnden Augenblick!"

„Und was für Ansprüche glauben Sie mit Ihren Phantasien verbinden zu dürfen, mein Herr?" fragte Major Eichen, indem er den jungen Mann ernst und befremdet anblickte. „Was Sie wünschen, kann nicht von Dauer sein, denn wir verlassen noch in dieser Woche wieder Paris!"

„Und was ist mir Paris? Ich gehe mit Ihnen, ich gebe mein Vaterland auf, ich bitte Sie, daß Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen!"

rief Narciß mit seiner zudringlichen Offenheit, die viel Einnehmendes hatte. „Was ich für Ansprüche habe? Ansprüche keine, aber wohl eine tief, tief gefühlte, inhaltschwere Bitte um die schöne Hand Ihrer Rosalie! O sehen Sie mich nicht so streng und kalt an! Hören Sie mir theilnehmend zu, mit väterlicher Milde, mit der vielgerühmten deutschen Gemüthlichkeit! Ich will mich Ihnen schildern, ich will mein ganzes Wesen offen und unverdeckt vor Ihnen ausbreiten, damit Sie in meinem Innern lesen können, ob ich würdig sei, von Ihrer Güte verstoßen zu werden! Ich bin ein Bildhauer, und in meiner, stillen, nur vom Schlag des Meißels durchtönten Werkstatt ist mir oft so wohl, daß ich in der friedlichen Gesellschaft meiner Bilder alle, auch die wildesten, Triebe des Herzens beruhigt fühle, daß ich aus der kunstgeweihten Einsamkeit nie mehr herausgehn möchte in die stürmisch bewegte Welt, daß ich wünsche, so bei meinem Marmor und Stein das Leben verträumen zu können, während draußen fern von mir Elend und Gefahr, Lust und eitles Glück der Menschen vorüberrauscht! Dann aber beginnt mich auch plötzlich wieder vor dieser meiner Abgeschiedenheit zu grausen, mich friert vor der Kälte

meiner leblosen Statuen, meiner stummen Gefährten, die in ihrem glatten, menschenähnlichen schönen Leibe keine Empfindungen, keine Leidenschaften bergen; des Künstlers Stillleben verliert seine Weihe und der Mensch lockt mich hinaus zum reizenden, freien Erdengenuß, in die wärmere Zone der Sinnlichkeit, der schäumenden, lachenden, üppigen Freudenfülle des Lebens! Da ergreift mich denn unwiderstehlich die wilde Künstlerphantasie, die mich nicht selten ins Irre und Böse treibt und mich fortreißt im Taumel der entfesselten Sinne, welche, anstatt heitres Glück im Genuß zu finden, sich im verworrenen Rausch bis zum Ekel am Erdentand sättigen! Verstehn Sie mich wohl, was ich meine, wenn ich den Zustand des Künstlers Ihnen beschreibe, der wie ein Halbgott alles Weltliche zu beherrschen und den vollen Becher der Lust ungestraft leeren zu dürfen wähnt, der aber statt der göttlichen Trunkenheit auch nicht selten in die gemeine Betrunkenheit versinkt und aus dem olympischen Göttersaal sich plötzlich in Circe's Ställe versetzt findet? So war auch ich fast rettungslos in diesen Künstlerzwiespalt zweier Extreme des Göttlichen und Irdischen versunken, und mein Naturell, meine Erziehung, meine Ver-

hältnisse, ein bedeutendes Vermögen, das ich von dem früh gestorbenen Vater ererbt und das eine zärtliche, willenlose Mutter mir ganz für den Genuß des Lebens überließ, Alles trug dazu bei, mich nach zwei mit einander streitenden Richtungen in die Irre zu führen, so daß ich weder in meiner stillbegrenzten Kunst die alleinige Befriedigung des Lebens, noch im Leben die wahre Grenze des Genusses finden kann! Da erblickte ich zum ersten Mal das mild lächelnde, unaussprechlich gütige Antlitz Ihrer geliebten Tochter, und es war mir, als sähe ich den Tugendengel plötzlich vor mir erscheinen, der mir zuwinkte und mir zuflüsterte, daß ich nur in *ihrem* Besitz Frieden und Versöhnung für mein zerrissenes, verworrenes Streben finden würde! Ja, alle meine Gefühle sagten es mir untrüglich, wenn Sie mein wäre, aus deren Augen mich eine nie gesehene kindliche Unschuld und süße Heiterkeit tröstend anschaute, dann würde es auf immer fromm und heimathlich in meinem Gemüthe werden, dann würde ich die Muse meiner Kunst und den Engel der Tugend zugleich unauflöslich an mich gefesselt haben und fortan in einem kunstgeweihten Stillleben an ihrer Seite alle verführerischen Leidenschaften und verlockenden

Triebe überwinden! O lassen Sie, verehrter Mann, mich nicht getäuscht sein von der inneren Stimme, und schenken Sie Vertrauen und Erhörung meinen offenherzigen Geständnissen, mit denen ich mich Ihnen so ganz wie ich bin, in allen meinen Mängeln, Schwächen, Wünschen und Bestrebungen dargestellt habe! Legen Sie auch, wenn ich Sie bitten darf, ein klein wenig Gewicht auf die Gunst des Schicksals, die mich so bald und unerwartet in die Nähe des ersehnten Gegenstandes geführt, die mir fast ganz ohne mein Zuthun Ihre mir so unendlich wichtige Bekanntschaft erworben hat, und verstoßen Sie mich wenigstens nicht ganz, nehmen Sie sich meiner an, seien Sie mein väterlicher Freund, mein Vater!" —

Narciß, dem es mit seinem Bekenntniß ein heiliger Ernst war, hatte so wahr und innig aus dem Herzen herausgesprochen und mit einer solchen Aufregung seines ganzen Wesens sich mitgetheilt, daß ihm der Major unmöglich gram sein oder anders als mild und freundschaftlich antworten konnte. Dies that er denn auch, aber freilich ohne sonst Etwas zuzugestehn, indem er vielmehr den jungen Bildhauer mit der klarsten und ruhigsten Eindringlichkeit zu überzeugen suchte, wie seine

Wünsche, an deren Redlichkeit er nicht zweifle, doch eine gewisse Unausführbarkeit in sich trügen. Er wußte es Narcissen mit solcher Folgerichtigkeit bemerklich zu machen, welche fast unüberwindliche Abstände in einem solchen Verhältniß durch die vorhandene Verschiedenheit des Vaterlandes, des Nationalcharakters, der gewohnten beiderseitigen Sitte und Umgebung hervortreten müßten, und wie dies Aufopferungen nöthig mache, welche in jedem Fall für den Einen oder den Andern gleich empfindlich und vielleicht sogar unmöglich sein würden, daß Dieser selbst vor der scheinbaren Unwiderleglichkeit des kalten, vernünftigen Bescheids erschrak und sich kaum noch darüber zu freuen vermochte, als der alte Krieger die wohlwollende Versicherung hinzufügte, der wahren Liebe sei freilich kein Ding unmöglich, und Narciß müsse sich vor allen erst selbst überzeugen, ob sein Gefühl auch wirklich ein dauerndes, und nicht blos eine Entzückung der Phantasie sei. Das Gespräch, das Narciß mit so lebhaften und beredten Hoffnungen begonnen, erhielt von seiner Seite einen etwas kleinlauten Ausgang, und merklich herabgestimmt und abgekühlt in seinem Aufschwunge durch die so unparteiischen Vernunftgründe des Ma-

jors, nahm er von demselben Abschied, der ihn einlud, bald wieder zu kommen. —

„Was die Franzosen seit ungefähr zehn Jahren doch für sonderbare Menschen geworden sind!“ sagte der Major zu sich selbst, nachdem Narciß weggegangen war. „Jetzt fangen sie sogar an, nach einem tugendlichen und ernsthaften Lebenswandel zu trachten und wollen zu diesem Endzweck deutsche Mädchen heirathen, und statt daß ein solcher gallischer Springinsfeld bei Gelegenheiten dieser Art sonst um die Ecke herumging und ohne eine Intrigue nicht fertig werden konnte, wenden sie sich jetzt ordentlich auf dem Wege Rechtens, wie ein ehrlicher deutscher Pedant aus dem vorigen Jahrhundert, erst an den Vater, ehe sie an das Mädchen kommen!“ — —

Narciß indeß war in einer sehr unfriedlichen Stimmung fortgegangen, und empfand nur zu schmerzlich, daß seine Ideale wieder einmal vor der Wirklichkeit nicht Stand hielten. Er schämte sich gewissermaßen vor sich selbst, wie es nach dem verflogenen Rausch einer exaltirten Stunde zu geschehen pflegt, und hätte zornig werden können, daß er sich so wie ein Kind in seinem Innersten vor dem deutschen Major entblößt und

preisgegeben habe. So schritt er durch die Gänge des Hauses, als ihm Susanne wieder auf dem Flur begegnete, die jetzt schnell, als sie ihn gewahr wurde, ausweichen wollte, um ihm nicht in den Weg zu kommen. Narciß aber, der sich in diesem Augenblick plötzlich von seinem alten lustigen Humor wieder heimgesucht fühlte, rief ihr in einem scherzenden Tone nach und suchte das fliehende Mädchen zu erhaschen, das sich jedoch, ganz unähnlich gegen sonst, seinen Liebkosungen gewaltsam und unwillig entzog und mit einem bedeutenden Blick auf ihn, worin der Abgefertigte Schmerz und Wuth einer beleidigten Liebe lesen konnte, forteilte. So sah sich Narciß auch hier, wo er es am wenigsten erwartet, zurückgewiesen, und begab sich von mancherlei fast tragikomischen Gedanken und Reflexionen über sein unglückliches Loos erfüllt, hinunter in den hinter dem Hause gelegenen Garten, um seinen bis zur Verzweiflung gesteigerten Mißmuth über sich selbst durch einen Spaziergang zu zerstreuen.

Länger als eine Stunde war er ruhelos und mit sich selber im Streit umhergeirrt, ohne das, was er suchte, den Frieden für sein schmerzhaft erregtes Gemüth, zu finden. Als er jetzt wieder

nach dem Hof zurückkehrte, um das für ihn so verhängnißvolle Haus zu verlassen, sah er eben zwei Reiter in das Thor sprengen, in denen er den Marquis und die schöne Madelon erkannte, welche heut früher als gewöhnlich von ihrem Morgenspazierritt mit ihrem Begleiter zurückkehrte. Einen solchen Eindruck hatte sie noch nie auf ihn gemacht, so bezaubernd und wunderbar überraschend war sie ihm noch nie erschienen, als in diesem Augenblick, wo ihre reizend geschmückte Amazonengestalt vom Rosse herab, das seine schwanenleichte Reiterin mit edlem Stolze trug, eine unwiderstehliche Schönheit hatte, und er verbarg sich noch ein wenig hinter der Gartenpforte, um nicht sogleich von ihr gesehn zu werden und sich an ihrem Anblick noch eine Zeit lang ungestört weiden zu können.

Er wußte sich selbst keine Rechenschaft darüber zu geben, warum ihn gerade jetzt wieder dieser Reiz an ihrem Wesen so mächtig lockte, aber das mußte er sich gestehn, daß sein Freund Dubois Recht gehabt, als er sie zuvor die Venus des Romanticismus genannt hatte. Sie gehörte nicht zu den sanften Schönheiten, nein! sondern vielmehr zu den prächtigen und stolzen, die, wenn sie

Liebe zugestehn, in derselben herrschen, anstatt sich zu ergeben, und den Auserwählten begnadigen, anstatt von ihm besiegt zu werden. Dennoch fehlte ihr ungeachtet dieser wildschönen Natur, die besonders in ihrem Erscheinen als ritterliche Amazone so wunderbar hervortrat, nicht der süße Widerschein eines tiefen Gefühls im Auge, und die von dem anmuthig gescheitelten Haar schmal begrenzte, feine Stirn hatte so etwas unschuldig Mädchenhaftes, daß man in dem lieblichen Köpfchen oft nicht die tausenderlei wechselnden, anziehenden und abstoßenden Launen vermuthete, an deren verlockender Gunst und Ungunst Narciß schon wie an einer Scylla und Charybdis seines Lebens sicher vorbeigeschifft zu sein glaubte.

Jetzt hielt er sich nicht mehr länger zurück, er gab seine verborgene Schau auf und näherte sich Madelon, um die eben vom Pferde Gestiegene zu begrüßen. Sie bot ihm sehr heiter einen guten Tag und freute sich, daß er wieder komme, ihren Garten zu besuchen; sie schalt ihn freundlich, daß er dies fast den ganzen Sommer über versäumt, und es ihm erst jetzt wieder einfalle, da der unartige Herbst die hübschen Blüthen und

grünen Blätter meist alle geknickt und entfärbt habe.

Narciß hing unverwandt an ihren hellen, muntern Blicken, die den seinigen nicht ganz ohne Spott, der jedoch nur anmuthig lächelte, begegneten, und er begriff nicht, wie er vor einiger Zeit so kalt gegen sie hatte werden können. Da fiel ihm auch als Gegensatz Rosalie wieder ein in ihrer kindlichen, milden Schönheit, aber er suchte ihr Bild, das in diesem Augenblick wie mahnend vor ihn trat, zu verscheuchen, was nicht ohne ein im fernen Hintergrunde seines Innern zurückbleibendes, banges Herzklopfen gelang.

„Die Romantik hat doch ihr Paradiesisches! Sie ist ein warmes, selig glühendes Himmelreich!“ flüsterte ihm ein Dämon zu, der seine verführerische Sprache vom Zeitgeist borgte. „Es lebe wieder die romantische Liebe! Die frostige Deutsche mit ihren klaren, blauen Augen, aus denen keine Leidenschaft sprüht, ist wohl nur ein schönes, tugendsames Marmorbild, das nicht wärmt, nicht entzündet, nicht erglühn macht in der winterlichen Oede des Lebens! Und diese Venus der Romantiker, wie weht schon von ihrem Anblick Dich ein belebender Südhauch an, der in Deiner

vom Mißmuth erkrankten und erstarrten Brust von neuem Frühling werden läßt!" — So dachte, so empfand, so schwärmte Narciß in dieser plötzlichen Aufregung und Verwandlung seiner Gefühle, für deren Rechtfertigung er hinlängliche Gründe zu haben glaubte, wenn er Magdalenen wieder und wieder anblickte.

Jetzt kam der alte Marquis, der bereits ins Haus gegangen war, mit verdrießlichem Gesicht wieder zurück und benachrichtigte Madelon, daß ihm so eben von der Dienerschaft die Ankunft des Herrn von Pomage gemeldet werde, der ihn schon oben im Zimmer erwarte; er könne sich aber heut mit dem langweiligen Landedelmann nicht einlassen, weil er überhaupt wegen heftiger Zahnschmerzen, die ihn immer nach gehabtem Aerger befielen, zur Unterhaltung nicht aufgelegt sei, und Madelon möge es deshalb übernehmen, die Geschäfte, die sie mit dem Fremden hatten, für ihn abzuthun.

Madelon lächelte, denn sie mochte zuvor von Dubois, — der so glücklich gewesen war, ihr einige Scenen seiner Tragödie vorlesen zu dürfen — Etwas von dem Statt gefundenen Streit über die Romantiker gehört haben. — „Recht bedeutsam ist es, Marquis, daß Ihr auf Aerger gerade

immer Zahnschmerzen bekommt!" sagte sie, ihren alten Herrn ein wenig aufziehend. „Wie es scheint, empfinden Eure Zähne Schmerz darüber, daß sie auf den Gegenstand, der Euch ärgert, nicht gleich einbeißen können." —

Um ihm jedoch für sein Leid einigen Trost zu geben, fügte sie hinzu, er möge nur den angekommenen Gast herunterschicken, sie wolle sich im Gartenhause gern ein Viertelstündchen mit ihm langweilen.

Der Herr von Pomage war ein wohlgenährter Edelmann aus der Provinz, der von dem Marquis Güter in Pacht hatte und deshalb alljährlich einmal in die Residenz kam, um den Contract mit demselben zu erneuern und andere dahin gehörige Geschäfte abzuschließen. Es war bei dieser Gelegenheit Sitte geworden, daß er immer einige Flaschen vom besten Champagner, wie er sie zu Hause nicht hatte, vorgesetzt erhielt, bei denen es dann sehr leicht wurde, über das Geschäft, das ohnehin meist nur einer erneuten Unterzeichnung der Namen bedurfte, mit ihm zu verkehren, da er gewöhnlich gegen Ende des Mahls schläfrig zu werden anfing und sich dann alle Clauseln, die

man von ihm ausbedingen wollte, friedfertig gefallen ließ.

Diesem gewohnten Verfahren gemäß befahl auch Madelon jetzt einem Diener, die nöthigen Anstalten im Pavillon zu treffen und lud Narciß ein, an der Partie Theil zu nehmen, als der dicke Herr eben die Treppe herunterstolperte und sich mit tiefen und unaufhörlichen Verbeugungen der Dame näherte. Man hatte sich bald genugsam bewillkommt und Madelon ergriff den Arm des schwerfälligen Herrn von Pomage, um sich von ihm in den Garten führen zu lassen, während Narciß, wie von einem träumerischen Zauber umfangen, den Schritten der Unwiderstehlichen nachfolgte.

Nach einigen Gängen durch den Garten, trat man in den geräumigen und freundlich geschmückten Saal des Pavillons, wo schon ein mit Champagnerflaschen und Gläsern wohlbesetztes Tischchen einladend bereit stand. Man setzte sich nieder und das schäumende lebenslustige Getränk löste dem zögernden Gespräch allmählig die Zunge. Mit dem guten Herrn von Pomage war das Geschäft bald beendigt, indem Madelon für den kranken Marquis von Neuem unterzeichnete, aber mit Narciß stand

sie im Begriff, über ein neues Herzensbündniß zu unterhandeln, und der arme Berauschte und Hingerissene wußte nicht, was er den nur durch Blicke gepflogenen Unterhandlungen entgegensetzen sollte. Nur die lästige Anwesenheit des dicken Herrn, der heut so langsam und phlegmatisch trank, verhinderte noch das Glück oder Unglück, daß die durch eine gefährliche Laune des Augenblicks neu aufgeregte, alte Leidenschaft der Beiden sich wieder erklärte.

Da fiel es auch Magdalenen plötzlich ein, daß sie ihre Fremden aus Deutschland heut noch so sehr vernachlässigt habe, daß sie mit dem ehrwürdigen Major, der ihr zu Liebe mit seinem Töchterchen so weit hergereist, noch kaum ein Paar Worte gesprochen und sich nur an der lieben Rosalie heut früh satt geküßt habe. Jetzt wollte die wunderbar Veränderliche auf einmal fort, aber der Herr von Pomage war eben in einer langen Erzählung über die steigenden und sinkenden Gütertaxen begriffen, und es wäre unartig, dachte sie, ihn darin so plötzlich zu unterbrechen; sie blieb, aber eigentlich nicht um der Artigkeit, sondern mehr um Narcissens willen, der auch ihr heut einmal wieder gefiel. Der sinnliche Champagner,

von dem sie auch ein wenig scherzend genippt, hatte ihr das rosenrothe Blut in die glühenden Wangen hinaufgetrieben und sie strahlte wie eine volle Purpurrose in verschämter Glut. Narciß aber, seiner nicht mehr mächtig, ergab sich ganz dem Champagner- und Liebes-Rausch, in dem er wohlthätige Beruhigung zu finden glaubte für innere, mahnende, peinliche Stimmen. Nur das endlose Geschwätz des Landedelmanns, der diesmal gar nicht schläfrig werden wollte, verdroß ihn, und er fing jetzt an, um ihn zu unterbrechen, mit lauter Stimme einige Strophen aus Delavignes Parisienne zu singen, welche er sehr gut vortrug und wofür ihn Madelons Beifallslächeln belohnte.

Der Herr von Pomage aber glaubte, daß er es nur in dem gewählten Thema der Unterhaltung versehn habe, und kam mit unermüdlicher Gelassenheit bald auf ein anderes. Er erzählte klagend, wie er sich darauf Rechnung gemacht habe, daß ihn sein Departement bei den neuen Wahlen zum Deputirten ernennen würde und wie ihm diese Hoffnung leider fehlgeschlagen sei. Er konnte nicht genug bedauern, daß er seinen sehnlichsten Wunsch, in die Deputirtenkammer zu kommen, nicht erreicht habe. Das war zum Verzweifeln, ihn so trocken

mit anhören zu müssen, während die neue Leidenschaft der süßbewegten Herzen im jugendlichen Drang sich mittheilen möchte.

Jetzt endlich beim letzten Glase übermannte ihn die Müdigkeit, er wurde still und als Niemand mehr sprach, drückte er sich in die Kissen des Kanapees und entschlief. „Bravo, ruhe sanft!“ rief Narciß, indem er in toller Laune den behaglichen Schnarcher auf seine Arme lud, und die fette Last nicht ohne Mühe in das anstoßende Kabinet trug, wo er ihn auf ein Ruhebett lagerte. „In die Schlafkammer gehörst Du, aber nicht in die Deputirtenkammer.“ —

„Aber ich, o holdselige Madelon, habe ich in Deinen Herzenskammern einen Deputirten für mich, der meinen Angelegenheiten bei Dir das Wort redet?“ fügte er schmachtend hinzu, indem er sich näher und traulicher zu ihr setzte. „Deine Herzenskammern, das sind die Deputirtenkammern, in denen ich Sitz und Stimme haben möchte; aber was für eine langwierige Geschichte ist das nicht mit den Deputirtenkammern! Man muß vierzig Jahr alt sein und eine directe Steuer von tausend Franken bezahlen, ehe man Zutritt hat zu den Kammern. Deinetwegen, o Zauberin, will ich

gern meinen Taufschein verfälschen und mich für einen Vierziger ausgeben, und was die Steuer von tausend Franken betrifft, da laß Dir die directe Steuer von tausend Liebesblicken genügen, und, indem ich so alle Bedingungen eines Wahlcandidaten erfülle, gieb, o gieb mir wieder Sitz und Stimme in den Kammern Deines Herzens! Aber bald, bald! in der süßen Gegenwart, und vertröste mich nicht, wie Du immer thust, auf die kalte Zukunft! Der Champagner in den Gläsern ist verschäumt, aber die Gluth im Herzen dürstet nach einem Tröpfchen erquickenden Blumenthau von Deinen Lippen!" —

„Was willst Du, Schwärmer?" sagte sie, indem sie nahe und lange mit ihren durchdringenden Feueraugen in die seinigen blickte.

„Nur einen Kuß, einen einzigen, bescheidenen!" bat er, während sie, spröde thuend, sich wieder von ihm abwandte. „Du wunderbares, schönes, zartes, geistreiches, leichtsinniges, schwachherziges, phantastisches, wildes, launenvolles, trotzköpfiges, hartes, sprödes, süßes, schmelzendes, zauberisches Mädchen, ich bin wieder Dein Gefangener, der Sclav Deiner Augen! Ja, ich nenne Dich ein Mädchen, denn Amazonen, wie Du,

bleiben ewig mädchenhaft, und Du hast nie ein Kind an dem schneeweißen Lilienbusen geschaukelt! Stolze Schöne, ich bitte Dich um einen Kuß! Weißt Du wohl, was das Reizendste ist, das die Dichter noch nicht an Dir besungen haben? Dein schwarzes, dunkelglänzendes, reiches Haar!"

Er wagte es, im Liebesungestüm, eine ihrer Locken in seinen Fingern aufzurollen, und indem sie, ihn über die Unart sanfter als sie sonst zu thun pflegte, ausscheltend, sich ihm entziehn wollte, löste sich, ohne daß man wußte, wie es zugegangen, das ganze schöne Haar auf und bedeckte ihr, in langen Flechten herabfließend, Schulter und Nacken mit der vollen wogenden Fluth des seidenen Gelocks. „Ein süßer Strom, sich darin zu baden!" rief Narciß und verhüllte seine brennendheiße Stirn in ihren Locken, als wolle er sich daran kühlen. Sie aber breitete die Arme aus und spendete dem Glücklichen jetzt freiwillig, was seine Bitte verlangt hatte. —

Indeß lauschte ein Verräther, den Keiner vermuthet, draußen an dem nicht vorsichtig genug verhängten Fenster des Pavillons. Es war die arme Susanne, die noch zu wenig vergessen konnte, daß Narciß auch an ihr einst Gefallen gefunden.

Sie hatte die Unterredung desselben mit dem Major behorcht und davon wenigstens so viel verstanden, daß der ihr nun so verhaßt Gewordene um die deutsche Demoiselle förmlich angehalten habe. Jetzt wurde sie unwillkürlich Zeugin einer neuen Scene, als sie sich ins Gartenhaus begeben wollte, um der dort frühstückenden Gesellschaft noch Etwas zum Dessert zu bringen. Ein Blick durch die von der Gardine unbedeckt gebliebene Fensterscheibe hinderte sie, weiter zu gehn, und von dem Gefühl der Kränkung und Eifersucht aufs höchste getrieben, fiel das erzürnte Mädchen auf den Gedanken, sich an dem Flatterhaften zu rächen.

Sie eilte schleunig durch den Garten in's Wohnhaus zurück. Athemlos und zitternd kam sie dort an und zum Glück für ihre Absicht war der Major noch nicht ausgegangen. Sie bat ihn dringend, ihr in den Garten zu folgen, weil er dort im Pavillon erwartet werde; sie beschwor ihn, nicht zu säumen, um dort Augenzeuge eines wichtigen und seiner Gegenwart bedürfenden Vorfalls zu werden. Der Major wußte nicht, was er davon denken sollte, doch stand er bei der Hast und dem Ernst, mit dem das Mädchen ihr Verlangen wiederholte, nicht an, ihr zu willfahren.

Sie führte ihn bis an die Thür des Gartenhauses, wo sie ihn stehn ließ, indem sie selbst schnell wieder zurückeilte.

Madelon ruhte in Narcissens Armen und in der süßesten Lust sich berauschend, vergaßen sie Alles und dachten in der Entzückung des Augenblicks nicht daran, daß es eine Störung auf der Welt gebe. Jetzt trat der alte Major langsam ein und blieb wie festgewurzelt an der Thür stehen, als er die Beiden erblickte, von denen der Eine nur für den Andern, aber für Nichts außer ihm, Sinn und Auge hatte. Endlich wurde Madelon es zuerst gewahr, daß ein Dritter die verstohlene Stunde der Liebe belausche. Mit einem lauten, gellenden Schrei des Entsetzens sprang sie auf und stieß den noch nichts ahnenden Narciß weit von sich, daß er bleich zurücktaumelte.

„Hilf Himmel! Der steinerne Gast!!“ rief sie mit krampfhafter Gewalt der Stimme durchdringend aus, von derselben wunderbaren Phantasie verwirrt, welche bei dem ersten Erscheinen des Majors in der Erregbaren so seltsam aufgestiegen war. Von dem glänzenden Nacken und Busen hatte sich ihr das Gewand theilweise heruntergestreift, die langen, flatternden Haare hin-

gen ihr aufgelöst über die Schulter und in dieser reizenden Unordnung und Wildheit ihrer schönen Gestalt glich sie einer vom Gott hingerissenen, schwärmenden Mänade, in deren Augen eben die süßtrunkene Lust in den phantastischen Wahnsinn übergehen will. So hatte man sie nie gesehn, als in diesem schicksalsvollen Augenblick, wo Schreck, Zorn, Scham und Wuth über sich selbst in ihren Geberden, in ihrem Antlitz, auf dem eben heiße Liebesglut gestrahlt hatte, sich ausdrückte! —

„Der steinerne Gast!" stammelte Narciß mechanisch nach, und fuhr, indem er hervortreten wollte, bebend vor dem Major zurück, den er jetzt erst gewahr würde und der noch immer stumm und unbeweglich dastand, in seinem starren Erstaunen allerdings einer steinernen Bildsäule ähnlicher, denn einer lebenden Gestalt. „Du bist Don Juan!" sagte der Major kalt und schneidend zu Narciß, der vor sich selbst hätte vergehn mögen. „So strebt der Künstler, der meine Rosalie liebt, nach einem tugendhaften Stillleben?" —

Nach diesen wenigen Worten, die Alles sagten, kehrte er sich schnell um und verließ die Bestürzten, ohne einen Blick auf Madelon zu wer-

fen, die es eben so sehr, als er selbst vermied, seinen Augen zu begegnen.

Lange standen die Beiden sich gegenüber, still und bewegungslos, ohne sich anzusehn oder mit einander zu sprechen, und Keiner wußte weder für sich noch für den Andern einen Trost in dieser peinlich verwirrten Stunde. Madelon war die Erste, die wieder zu einem Entschluß kam; sie ordnete schnell, so gut es gehn wollte, ihren entstellten Anzug und band die aufgelösten Locken über einander; nur ein tiefdunkler Scharlach wollte sich von den schamerrötheten Wangen nicht wieder verscheuchen lassen und entzündete sich nur um so tiefer, je mehr sie das heiße Gesicht in den Händen rieb. Dann eilte sie schleunig fort, ohne ihm ein Adieu zu sagen; in athemloser Flucht, wie ein vom Geschoß des Jägers getroffenes Reh flog sie durch die Gänge des Gartens dem Hause zu. Hier verschloß sie sich in ihren Zimmern und gab den Befehl, Niemand, wer es auch sein möge, zu ihr zu lassen.

Narciß war ihr langsam nachgegangen; er hoffte, den Major noch zu finden, er wollte und mußte mit ihm reden, er konnte dies nicht die letzte Scene zwischen ihnen sein lassen, obwohl er

selbst nicht einsah, was ihm zur Rechtfertigung gereichen, noch viel weniger, was eine Versöhnung wieder herbeiführen könne. Aber er fragte vergebens im Hause nach ihm, denn der Major war so eben ausgegangen.

Inzwischen kam auch der dicke Herr von Pomage, durch den Schreckensruf Madelons aufgeweckt, aus seinem Schlafkabinet hervor und machte ein komisches Gesicht, als er die Champagnergesellschaft nicht mehr fand und in den Gläsern den Wein verschäumt sah. — —

Narciß schweifte trostlos im Garten umher, den er eigentlich hätte fliehen mögen, aber seine Verzweiflung hinderte ihn, zur Ausführung irgend eines Entschlusses zu kommen. Nichts wollte er mehr unternehmen in der Welt, Alles schien ihm vergeblich, nutzlos, widersinnig und bedeutungsleer, seitdem er vor dem Mann, vor dem er, wie vor Keinem, rein und fleckenlos dazustehen gewünscht, zu Schanden geworden war und in der Schwäche seines unlautern Herzens sich ihm verächtlich gezeigt hatte. Nach seiner eigenen Wohnung zurückzukehren, widerstand ihm ebenfalls, denn was sollte er da, was sollte er irgendwo in der Welt? Hier war der Garten, wo die träumerisch daste-

henden Blumen, Blüthen und Gesträuche zu duften schienen von dem Reiz der Zauberin, die unter ihnen als ihre Herrin verweilte! Dort rauschte in der Ferne mit leisen Wellen das Bassin, in das diese zweite Armide an brennenden Sommertagen zum kühlen Bade hinabstieg! Jetzt erleuchtete die Sonne so hell und strahlend alle diese Stellen ihres Gartens, die eben so viele Erinnerungen an die Vergangenheit für ihn waren und die ihn jetzt nur feindseliger gegen sich selbst und gegen Die stimmten, deren gefährliche Liebesgunst ihm stets mehr Schmerzen als Lust bereitet hatte. Da erblickte er auch ihr marmornes Bild, sein eigenes Kunstwerk, und kaum vermochte er die Zerstörungslust zurückzuhalten, die sich seiner bemächtigte, es zu zertrümmern und die schöne Venusstatue in den nichtsbedeutenden formlosen Stein wieder aufzulösen, aus dem sie seine Künstlerkraft einst gestaltet hatte. Ach, mit seiner Künstlerkraft, fühlte er, würde es von nun an auch vorbei sein, und den Muth, Etwas zu schaffen, könne seine im Innersten ermattete und zerrissene Seele nie wiedererlangen, seitdem er dies an sich erlebt.

Durch die finstern Phantasien, in die er sich

immer tiefer verirrte, wagte sich nur von fern ein leiser Trostesschimmer, den er aber selbst kaum festhalten zu dürfen glaubte. Es war der Gedanke an Rosalien, deren Bild wieder aus dem Grunde seines Herzens hervortrat, deren mildes, trautes Gesicht ihm besänftigend zuwinkte, als wolle es ihm versichern, daß Vergebung und Versöhnung nicht unmöglich seien. Aber er hielt sich ihrer engelreinen Gestalt für unwürdig und doch fühlte er, daß er den Gedanken an sie nie lassen könne, und daß die hohe Bedeutung, die er an ihren Besitz für sein Leben geknüpft, eine wirkliche und unumstößliche Wahrheit für ihn habe.

Doch ihr Vater, würde er nach dem, was vorgefallen, noch wieder Glauben an ihn gewinnen können? Wie sollte er vor ihm bestehn und wie sollte er ihn von der tiefen Reue, die sein ganzes Wesen jetzt durchdrang, überzeugen? „Bitterste Stunde meines Daseins!“ rief er verzweifelt aus. „So schrecklich erfahre ich in mir den Zwiespalt des Romanticismus und Classicismus der Liebe und des Lebens, und was diese verwirrungsvollen Namen für die Poeten bedeuten, das bedeuten für mich die Namen Madelon und Rosalie!“ — —

Der Major war unmittelbar nach jenem Ereigniß fortgeeilt, um sogleich die nöthigen Anstalten zur Abreise zu treffen, denn er war entschlossen, keinen Tag länger in Paris zu verweilen. „Wir reisen in einer Stunde ab, Rosalie, nach Deutschland!" sagte er jetzt, als er zurückkehrte, zu seiner Tochter, die den Vater nicht begriff und ihn erstaunt anblickte, doch er wiederholte seine Aufforderung, sich schleunig zur Abreise fertig zu machen, und in seinen ungewöhnlich finstern Gesichtszügen las das dem Vater immerdar zu folgen gewohnte Mädchen, daß es ihm mit seinen Worten Ernst sei.

„Aber warum denn so schnell, so plötzlich?" wagte sie nur noch leise zu fragen, indem sie sich bittend und schmeichelnd an den Vater schmiegte. „Wir sind ja gestern erst angekommen! Und weiß es denn Magdalene schon?" —

„Sie ist unwohl, sie ist krank!" entgegnete der Major zurückhaltend. „Sie hat sich auf ihrem Zimmer verschlossen und will Niemand sehn; sie ist in einen reizbaren Gemüthszustand verfallen, in dem ihr keine Gesellschaft taugt und am wenigsten solche, wie die unsere! Ich habe schon in Deinem Namen von ihr Abschied genommen,

liebes Kind, und Du brauchst nicht zu sorgen, wegen unserer auffallenden, plötzlichen Abreise. Leid thut es mir, daß Du von den Herrlichkeiten der weltberühmten Seinestadt so wenig gesehn und genossen, aber glaube, es ist eine Stadt des sittenlosen Frevels, wo das schöne, heuchlerisch glänzende Außenwerk des Lebens nichts Anderes zum Inhalt hat als die Sünde! Ach meine Rosalie, Dein harmloser Mädchensinn ahnet noch nichts von der Verlorenheit und Verworrenheit, in der die schwachen, zum Unglück geborenen Menschen auf dunklen Pfaden durch die Welt umherirren! Welch eine sanfte, engelgleiche Mutter hatte diese wilde Magdalene! Du erinnerst Dich noch aus Deinen ersten Kinderjahren her einer guten, schönen Frau von hoher, schlanker Gestalt, die Dich oft auf den Armen trug und Dir die milde Freundlichkeit Deiner eigenen, frühe gestorbenen Mutter ersetzte. Das war Magdalenens Mutter, und Magdalene war damals schon ein heranwachsendes Mädchen. Um ihrer unvergeßlichen Mutter willen hatte ich sie aufgesucht in Paris, um sie wieder an die Heimath zu mahnen, um ihr in's Gedächtniß zurückzurufen, daß sie eine Deutsche ist, um sie an ihre Mutter zu erinnern,

aus deren Lebensgeschichte ich andenkenswerthe und ihr bisher noch unbekannte Mittheilungen ihr machen wollte. Aber da erregte ihr das Erinnern an die Vergangenheit Kopfweh, da war von der Flatterhaften kein zusammenhängendes Gespräch, keine ruhige Stunde des Beisammenseins zu erlangen, und so möge denn die Vergangenheit, die ich versöhnen wollte durch Enthüllung eines merkwürdigen Lebensereignisses, möge sie nun Schuldiges oder Unverschuldetes auf immer in ihrem verschwiegenen Dunkel bergen! Komm, meine Tochter, nach Hause, fort nach unserm ehrlichen Deutschland!" — —

Narciß irrte noch spät am Abend vor dem Hause in der Rüe de Cherche midi umher und blickte unverwandt nach den Fenstern der deutschen Fremden hinauf. Aber keine Spur zeigte sich, daß die Zimmer bewohnt wären und die Fenster blieben unerhellt. Das ganze Haus war dunkel und nur aus dem einfenstrigen kleinen Kabinet Madelons machte sich der schwache Schimmer eines Nachtlichtes bemerklich. Da erfuhr Narciß durch einen Diener, daß der deutsche Major mit seiner Tochter schon vor mehreren Stunden plötzlich wieder abgereist sei. Mit Entsetzen hörte er dies an, aber in demselben

Augenblick wurde auch ein Entschluß in seiner Seele mächtig, von dem er für seinen Schmerz wenigstens Zerstreuung, wenn auch nicht Linderung hoffte. Er mußte fort, er konnte nicht in Paris zurückbleiben, er wollte nach Deutschland, nach Coblenz, und er freute sich, daß ihm die Vaterstadt Rosaliens im Gedächtniß geblieben. —

Kälter und ruhiger geworden, ging er nach seiner Wohnung, um auf der Stelle Vorbereitungen zu einer Reise zu treffen. Mit einer nachlassenden Aufregung seines Innern, die eben dadurch bewirkt wurde, daß er zu einem Entschluß, etwas zu seinem Trost zu unternehmen, gekommen war, verbrachte er, obwohl schlaflos, die Nacht, und am andern Tage setzte er sich mit dem Frühesten auf den Postwagen, um den Vorangeeilten auf der Straße nach Deutschland nachzureisen.

Mehrere Wochen hindurch hatte sich Madelon in der abgeschiedensten Einsamkeit auf ihren Zimmern verborgen gehalten, ohne Jemand zu sehn und zu sprechen, und der Marquis Cidevant mußte seinen einzigen Lebenstrost, ihre Gesellschaft, so lange entbehren, ohne daß er sich diese

Laune auch nur im mindesten an ihr zu erklären gewußt.

Endlich ließ sie ihn eines Tages wieder zu sich rufen und kam ihm schmeichelnder und freundlicher als sonst entgegen. Sie nannte ihn liebkosend ihr gutes Väterchen, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie eine besondere Bitte an ihn hatte, und der Marquis hätte seinem holden Töchterchen diesmal um keinen Preis Etwas abgeschlagen, da er sah, daß sie von ihrer Schwärmerei, die Einsiedlerin zu spielen, nun glücklich zurückgekommen und sie wieder wohl und munter zu sein schien, obwohl ihre Augen noch fast wie verweint aussahen.

„Ich werde verreisen, Marquis, und Ihr sollt mich begleiten!" sagte sie zu ihm und legte ihm ihre Hand vertraulich auf die Schulter.

„Mon Dieu, Madame!" rief dieser und konnte sein Erstaunen nicht stark genug betonen. „Der Winter ist vor der Thür und es ist heut schon beträchtlich kalt. Der Frost ist aber kein gutes Reisewetter für zarte Damen und einen alten Cavalier, wie ich bin. Und wo soll unsre Tour hingehn, wenn ich fragen darf?"

„Nach Deutschland, nach Coblenz, nach mei-

ner Vaterstadt!" versetzte Madelon und sah ihn so unwiderstehlich bittend an, daß er keine Rettung für sich wußte. „Ich muß," fuhr sie fort, „meinen deutschen Freunden und Verwandten einen Gegenbesuch abstatten, denn hier bei mir in Paris gefiel es ihnen, wie Euch bekannt ist, so wenig, daß ihre schnelle Wiederabreise fast den Anschein hatte, als wenn sie vor uns geflohen wären. Ich muß ihnen nach und den schlechten Eindruck, den Paris auf sie gemacht hat, wieder zu versöhnen suchen. Und was den Winter anbetrifft, mein theurer frostiger Marquis, so hatte ich mir längst gewünscht, um einmal etwas recht Romantisches zu erleben, eine Winterreise zu machen, und wenn Ihr Euch aus heißer Liebe zu mir entschließt, mein Gefährte zu sein, so wette ich, wird Euch nicht frieren auf unsrer romantischen Wintertour."

„C'est à périr!" seufzte der Marquis. „Das ist keine Tour für mich, le tour romantique!" —

„Thut mir einmal den Gefallen, Väterchen, und laßt Euch erbitten!" setzte sie hinzu, und sah es schon dem weinerlich komischen Gesicht, welches der alte Herr machte, an, daß er nicht anders könne, als sich gern oder ungern wieder in ihren

Willen zu fügen. Der Marquis schien sich auch wirklich bereits nach Gründen umzusehn, welche eine Reise in dieser Zeit allenfalls zu rechtfertigen vermöchten, und Madelon suchte ihm auch den gegenwärtigen gefährlichen Zustand Frankreichs, welchen der ausgebrochene Zwiespalt zwischen dem Ministerium und den Kammern herbeigeführt, so bedenklich als möglich vorzustellen, um ihm eine einstweilige Entfernung von dem unruhigen, wild-gährenden Treiben in Paris wünschenswerth zu machen. Aber diese Rücksicht hätte den alten Bourbonisten nur eher bewegen können, zu bleiben, um den Fortschritt und Erfolg der höchst bedeutenden Spannung keinen Augenblick außer Acht zu lassen, von der er, und mit ihm alle Gegner der Revolution, einen allmähligen Wiederumsturz der constitutionellen Verfassung Frankreichs erwarteten; doch ließ er sich endlich bewegen, seinem Liebling die Reisebegleitung zu versprechen, nachdem er sich durch einen Blick auf die Karte überzeugt hatte, daß die Tour von Paris nach Coblenz nicht allzuweit nach dem Norden hinführe.

„Und seht Ihr, da kommt auch schon das Schuhwerk zu unsrer Wanderschaft!" sagte sie, als eben Meister Pichegrû, der Schuhmacher,

hereintrat, der ein Paar wohlgefertigte, niedliche Kunstwerke für Madelons Fuß brachte. Sie probte die nach dem neuesten Modegeschmack geformten Atlas-Schuhe auf der Stelle an, und da sie dem zierlichen Fuß nach Wunsch saßen, hüpfte sie sogleich damit fort, um in den Wagen zu steigen, den sie jetzt zur Abstattung einiger Abschiedsbesuche vorfahren ließ.

„Es bleibt also dabei, lieber Marquis!" sagte sie im Weggehen und drückte ihm zum Trost noch einmal recht zärtlich die Hand. „Wir reisen spätestens morgen, denn mir ist darum zu thun, eilig an Ort und Stelle zu sein. Und verlaßt Euch nur darauf, auch im Winter scheint die Sonne und auch auf einer Winterreise kann man warm werden!" —

„Eine herrliche, göttliche Dame!" rief der Meister Pichegrü mit Enthusiasmus aus, indem er die, seine Rechnung um ein nicht Geringes übersteigende Bezahlung, welche sie ihm in die Hand gedrückt, betrachtete. „Seitdem ich für sie arbeite, bin ich kein Schuhmacher mehr, nein! ich bin ein Künstler, denn wem es zur Lebensaufgabe gestellt ist, für die Bedeckung eines solchen Fußes zu arbeiten, der muß nothwendig in den höhern

Regionen der Phantasie schweben, er mag wollen oder nicht. Ja, wir Schuhmacher haben auch Phantasie, mein Herr Marquis, und wie wäre es auch möglich, für einen solchen Fuß, wie die Gnädigste hat, einen Schuh zu machen ohne Phantasie?" —

„Was hör' ich, Meister Cordonnier!" rief der Marquis lachend. „Seid Ihr auch, trotz der strengen Würde Eures Knieriemens, schwärmerisch und romantisch geworden? Doch kein Wunder, denn Ihr geht oft in's Theater, wie man mir sagt, und seid überhaupt ein Freund der Musen und des Zeitgeistes. Und seht einmal, was Ihr für ein schmachtender junger Mann seid, und wie Ihr Euch Eure Phantasielocken so ganz à la façon du genre romantique gedreht habt!" —

„Ich bitte Sie, verehrtester Herr Marquis!" entgegnete der begeisterte Schuhmacher voll hohen Eifers, — „stellen Sie sich nur diesen unbeschreiblich süßen und zarten Fuß vor, den die Gnädigste hat, und den ich Ihnen hier, in Ermangelung des Ideals selbst, an meinem Maaß wenigstens, nach der Länge und Breite hin vergegenwärtigen will. Zweifeln Sie nun noch, ob dieser schmale und schlanke Fuß, der höchstens anderthalb Zoll

in der Breite haben wird, nicht ein Wunderwerk, eine Zauberei und ein Räthsel des menschlichen Verstandes ist? O was muß ich empfinden, wenn ich diesem weichen, elastischen Fuß das Maaß nehme, wo, wie ein romantischer Dichter einmal gesagt hat, jeder Zehen, der sich mit dem sanften Nägelchen in den seidenen Strumpf eindrückt, auf seiner Spitze einen Liebesgott beherbergt, der seine Pfeile an dem Nägelchen schärft und dem armen Schuhmacher das Herz damit trifft! O was muß ich empfinden, wenn ich die Schwanengelenke dieses Fußes umspanne und ihnen das Maaß nehme, o was muß ich empfinden! Und ist es denn nicht natürlich, daß ich von der Zeit an schwärmerisch und romantisch, oder wie Sie es nennen wollen, geworden bin? Ach glauben Sie mir, Herr Marquis, dieser Fuß ist nicht nur mein Glück, sondern auch mein Unglück, denn seit ich ihn kenne, träume ich Tag und Nacht nur von ihm, und alle meine andere Arbeit bleibt liegen und nur für ihn, nach seinem Maaß, möchte ich Schuh und Stiefeln machen mein Lebelang; und selbst im Schlaf läßt er mir keine Ruhe, ich träume von ihm, ich nehme ihm Maaß, ich schneide Leder für ihn zu, ich ziehe Draht die ganze Nacht, um ihm eine

Sohle zu nähen, und so wache ich alle Morgen trostlos und abgemattet von der vergeblichen Arbeit, die ich mir im Traume mache, auf!"

„Seid kein Narr, Freund, und bleibt bei Eurem Leisten!" entgegnete der Marquis lachend. „Ihr Schuhmacher habt von jeher immer hoch hinaus gewollt und in dem Trachten nach etwas ganz Absonderlichem Eure andern Zunftbrüder zu überflügeln gesucht."

„Lediglich doch wir Damenschuhmacher, mein werthester Herr Marquis!" versetzte Pichegrü mit stolzem Nachdruck. „Und das kommt eben, will ich Ihnen sagen, daher, weil wir immer schöne Füße unter den Händen haben, welche unsere Phantasie erregen und in Flammen setzen. Deshalb ist es wohl nicht zu verwundern, daß es seit Anbeginn der Welt unter uns Schuhmachern so viel phantasiereiche, dichterische und philosophische Köpfe gegeben hat."

„Nun hört einmal," — fuhr der Marquis fort — „da Ihr wirklich ein verschlagener Kopf seid, so will ich Euch ein Geschäft auftragen, dessen Lohn einbringlicher für Euch sein soll, als die Verfertigung Eurer Phantasiegebilde auf dem Leisten. Ihr seid ein eifriger Theatergänger, und

wie Ihr vielleicht schon wißt, wird in der nächsten Woche auf der Porte St. Martin eine neue Tragödie des Herrn Dubois gegeben werden. Sie führt den Titel: Simson, und der Stoff ist wieder, wie diese Romantiker zu thun pflegen, aus dem alten Testamente gestohlen. Ich selbst verreise noch in diesen Tagen und kann daher der Vorstellung nicht beiwohnen, ich will Euch aber einige Dutzend Eintrittskarten verschaffen, und die sollt Ihr unter Eure Gesellen und sonstigen Zunftgenossen vertheilen, mit denen Ihr Euch am Abend der Vorstellung in das Theater begebt. Ihr, Meister, bildet dann gewissermaßen den Anführer der Uebrigen, und so wie Ihr nach der Euch zugetrauten Urtheilskraft eine schickliche Gelegenheit, welche das Stück darbietet, erseht, gebt Ihr Eurer Compagnie, die Ihr auf den verschiedensten Plätzen durch das ganze Theater vertheilen müßt, ein verabredetes Zeichen, und dann brecht Ihr Alle mit Händen und Füßen in einen Sturm aus und thut Eure ästhetische Meinung durch ein tosendes Ungewitter kund! Ihr begreift mich doch, Meister Pichegrü? und ich verlasse mich darauf, daß Eure Zunft sich auf das Klopfen versteht! Und wenn Ihr es geschickt betreibt, so daß das Stück

allgemein durchfällt, seht hier, so ist dieser Wechsel bei meinem Agenten für Euch fällig."

„Halten zu Gnaden, Herr Marquis!" entgegnete der Schuhmacher — „ich bin ein armer Schlucker, aber so etwas kann ich nun und nimmermehr ausführen, denn ich habe doch auch so mein Gewissen, das mich unter dem Knieriemen hält. Der Herr Dichter Dubois ist mein Freund und läßt seit Jahren bei mir arbeiten, und schon mein Vater und Großvater, die auch Schuhmacher waren, haben für seinen Herrn Vater und Großvater, die auch Dichter waren, gearbeitet. Nein, das kann ich nicht, dazu habe ich nicht Charakterstärke genug, Herr Marquis! Und außerdem lebe ich zu eingezogen und habe zu wenig Bekanntschaften und Umgang in meinem Gewerk, so daß ich nicht einmal so viel Leute zusammenbringen würde, als für Ihren Plan nöthig sind. Meine einzige Freude auf dieser Welt habe ich daran, für den schönen Fuß der Madame Larosette Schuhe zu machen, und dann, wenn mein Geschäft auf ehrliche Weise so viel Sous abwirft, einmal harmlos in's Theater zu gehn, wo ich mich bloß vergnügen will, aber mich nicht unterstehe, mit Händen und Füßen eine ästhetische Meinung kund zu

thun. Es geht also nicht, gnädigster Herr Marquis, und ich bitte, es mich nicht entgelten zu lassen. Mon Dieu, ich kann auch nicht umhin, den Herrn Romantikern gut zu sein, denn ihre Sachen dünken mich gar zu liebenswürdig!"

Damit empfahl sich der redliche Meister Pichegrů und verließ den erzürnten Marquis, der darauf dachte, wie er noch vor seiner Abreise den gefaßten Racheplan an Dubois durch anderweitige Hülfe ausführen könne.

Der Major Eichen war mit seiner Tochter wieder in Coblenz angelangt, wo er ein schönes und geschmackvoll gebautes Haus, das er nach seinem eignen Plan hatte aufführen lassen, bewohnte. Sein natürlicher Trübsinn, für den er von der Reise Zerstreuung gehofft, schien nach derselben nur noch drückender auf ihm zu lasten und er begann wieder nach wie vor seine Tage in einsamer Zurückgezogenheit hinzubringen, in der er sich nur mit Lectüre und mit seiner eignen Schwermuth beschäftigte und sonst an allen geselligen Freuden und Verbindungen der großen Welt keinen Antheil nahm. —

Auch Rosalie schien nicht mehr das heitre und offene Mädchen, wie sie es vor dieser Reise gewesen war. Das liebliche Kind hatte ein Geheimniß in sich zu verbergen, das ihr schwer wurde, vor dem Vater, dem sie sich in Freud' und Leid immer ganz mitzutheilen gewohnt war, zurückzuhalten, und dies Geheimniß verrieth sich in ihrem verwandelten Wesen, in ihren Augen und in dem plötzlichen Erröthen ihrer Wangen nur allzugewiß, so daß es nur von dem Major, der bei seinem eignen immer mehr in Melancholie versinkenden Gemüthszustand keine Aufmerksamkeit auf seine Tochter hatte, unbemerkt blieb.

Rosalie fing an, sich von der Gesellschaft ihrer jungen Freundinnen und Gespielinnen zurückzuziehn, und diese wußten sich keinen andern Grund dafür anzugeben, als den einfachen und der Spottsucht nahe liegenden, daß das verstohlen seufzende und schmachtende Mädchen verliebt sein müsse. Aber das Geheimniß bestand nicht allein darin, sondern es hatte noch einen bedeutenderen Umfang.

Narciß befand sich nämlich seit einiger Zeit in Coblenz und lebte dort in einer entlegenen Wohnung verborgen und eingezogen, ohne sich

außer der Geliebten noch irgend Jemand entdeckt zu haben. Dem Vater Rosaliens sich zu zeigen, hatte er noch nicht wieder gewagt, und er hoffte von Tag zu Tag, daß sich von selbst eine günstige Veranlassung darbieten werde, damit er, woran ihm so viel gelegen war, den Major von seiner tiefgefühlten Reue und Buße, von dem ernstlichsten Entschluß, durch eine völlige Umwandlung seiner selbst alles Vorgefallene versöhnen zu wollen, überzeugen könne. Rosalien aber, die er bald nach seiner Ankunft Gelegenheit gefunden im Geheimen zu sprechen, hatte er leicht zu seiner Vertrauten gewonnen, wie sehr sie auch anfangs, als sie ihn zum ersten Mal, unmittelbar nach ihrer eignen Rückkehr aus Paris, in Coblenz wieder erblickte, vor seiner überraschenden und unvermutheten Erscheinung erschrak. Narciß hatte jedoch hier einen Vortheil für sich, der seine Wirkung auf das Herz eines nicht gefühlsverschlossenen Mädchens nie verfehlt. Er trat ihr als ein Unglücklicher, als ein Ausgewanderter entgegen, der um ihretwillen sein Vaterland, seine Freunde und Familie verlassen und wie ein Flüchtling ihrer Spur in die Fremde nachgefolgt war, um sich durch Aufopferung, Entbehrung und jede mögliche That ih-

res Vaters Gunst und ihre eigne dauernd zu erwerben. So war das Geständniß seines Unglücks, seines flüchtig und wankend gewordenen Daseins, das er ihr in einer günstig erlangten heimlichen Zusammenkunft zuerst aussprach, eigentlich das erste Geständniß seiner Liebe, von der früher noch mit keinem Wort unter ihnen die Rede gewesen war, da sie überhaupt, obwohl sie sich innig kannten, doch der Worte wenige bisher mit einander gewechselt hatten.

Auch jetzt war das erste Mal kaum von Liebe die Rede, sondern nur von dem Unglück des jungen Franzosen; aber durch welches Bekenntniß konnte er zarter seine Liebe andeuten und einleiten, als eben durch das Bekenntniß seines Unglücks, das er um der Liebe willen litt und büßen wollte? Rosalie sah sich dadurch in die gefährliche Lage versetzt, daß sie ihm den Trost nicht verweigern konnte, und so gerieth das liebe Mädchen unwillkürlich in ein geheimes Einverständniß, über das sie sich den Tag hindurch selbst mehr Sorgen und Vorwürfe machte, als bei dem edlen Verhältniß nöthig war, wenn sie sich dann auch Abends durch eine verstohlene und listig veranstaltete Zusammenkunft mit dem Geliebten, durch

ein trauliches Gespräch mit ihm und durch gemeinsame Berathschlagungen über seine und ihrer Beider Zukunft beglückt und beseligt fühlte.

Narciß unternahm indeß in seiner jetzigen Einsamkeit eine Arbeit, die ihm nicht nur zur eifrigen Beschäftigung dienen, sondern auch noch in einem andern Sinne eine Arbeit der Buße für ihn sein sollte. Auch als Künstler wollte er büßen und sühnen, was er als Mensch vergangen, und so ergriff er diesmal, nachdem er sich das Material dazu herbeigeschafft, in der ernsten Absicht den Meißel, den ihm zürnenden Vater der Geliebten zum Gegenstand eines Bildes zu machen. Das drohende, von einem erhabenen Zorn überflogene Antlitz des alten Eichen stand ihm noch von jener verhängnißvollen Scene her in unauslöschlichen Zügen vor seiner Seele, aber auch in einem milderen Ausdruck hatte er schon das ehrwürdige Gesicht gesehn, und er hoffte, daß es sich ihm wieder mild und versöhnt zeigen werde. In diesem Sinne ging er daran, die Büste zu entwerfen, indem er durch ein Portrait des Majors, das ihm Rosalie zu diesem Zweck insgeheim zugestellt hatte, seine Phantasie ergänzte. Die Arbeit erinnerte ihn jeden Augenblick, indem er sich mit

ihr beschäftigte, an die leichtsinnigste und leidenschaftlichste That seines Lebens, und jeder Meißelschlag, mit dem er die charaktervollen Gesichtszüge desjenigen, der ihn in seiner Schwäche so schmerzlich überrascht hatte, aus dem Marmor herausbildete, traf sein eignes Herz mit dem Gefühl der Reue und dem mahnenden Bewußtsein, gefehlt zu haben. Mit still ausharrendem Fleiß schuf er ämsig an diesem für ihn so beziehungsreichen Kunstwerk, und fand allmählig in seiner durch die Kunst sich verklärenden Schmerzensarbeit einen sanften, wohlthuenden Trost, indem auch sein fester Entschluß, der ihm nun nicht mehr wanken zu können dünkte, nämlich fortan nur Rosalien und mit ihr der Tugend und einem friedlich umgränzten Leben anzugehören, ihn stärkte. Nebenbei beschäftigte ihn auch die gründlichere Erlernung der deutschen Sprache, deren er bisher nur sehr mangelhaft mächtig gewesen, und die ihm jetzt, da er sie zugleich als Conversationssprache der Liebe üben konnte, leichter als je schien. Sonst war es dem jungen Franzosen immer so schwer geworden, den liebkosenden Namen Röschen auszusprechen, aber bald löste sich auch dafür seine Zunge, und er fand nun das Röschen süßer und lieblicher, als

die mit französischem Accent spitz betonte Rosalie. Dies gab dem Verhältniß der beiden Liebenden, die ihren Umgang so sehr verheimlichen und nur in verstohlenen Stunden ablisten mußten, einen eignen Reiz und Inhalt, und in ihrem Glück betrübte sie nur die ungewisse Aussicht auf die Zukunft, und Besorgniß und Zweifel über die Art, wie des Vaters Sinn zu gewinnen sein möchte. Narciß fing an, sich in deutscher Lebensweise zu gefallen und fühlte keine Sehnsucht, nach Frankreich und Paris je zurückzukehren. Röschen aber hätte überall mit ihm sein mögen, wenn nur der Vater erst Alles wüßte und billigte. — —

Inzwischen hatte sich auch Madelon in Begleitung des Marquis und ihrer alten Dienerin Christine der deutschen Heimat wieder genähert, zu der auch sie gewissermaßen als eine Büßende wallfahrtete, denn sie hatte nicht nur einen verletzten väterlichen Freund zu begütigen, sie hatte sich auch mit sich selbst wieder auszusöhnen, und eine solche Beruhigung ihres bewegten Herzens erwartete sie von einem still gelebten Aufenthalt in dem Heimatlande ihrer Jugend, an dem Orte, wo sie ein Kind und harmloses Mädchen gewesen war.

An einem schönen sonnigen Wintertag, der kaum kalt, sondern anmuthig frisch zu nennen war, betraten sie zuerst den deutschen Boden, und Madelon fühlte sich von unerklärlichen Empfindungen hingerissen, die ihr eine Thräne in das sinnige Auge lockten. Sie hatte es nie geglaubt, daß die vaterländische Erde in einer solchen Sympathie mit dem Menschen stehen könne, um ihn durch ihren bloßen Anblick wie durch einen Freundesgruß zu rühren. Jetzt empfand sie es fast schwärmerisch, und tausend Jugenderinnerungen, alle Verhältnisse ihrer Kindheit, die sie hier an den Ufern des goldnen Rheins verlebt, stiegen wehmüthig, aber unendlich schön in ihrer Phantasie auf. Sie gedachte ihrer guten, verklärten Mutter, sie rief sich träumend alle Scenen in's Gedächtniß zurück, wo sie mit der Seligen gewandelt und gesprochen, wo sie von ihr geliebkost, belehrt, gebildet, gescholten und gesegnet worden war; sie fühlte, daß alles Schöne, was man erlebt hat, unvergeßlich sei, und sie freute sich, eine Deutsche zu sein. Das Uebermaaß ihrer Empfindung war so groß, daß ihr für einen Augenblick Zerstreuung von der mächtigen Aufregung nöthig schien. Eine solche Zerstreuung drängte sich ihr von selbst auf, denn sie hatte den alten Marquis

Cidevant neben sich, der, ungeachtet der milden Witterung, entsetzlich fror.

„Nun, wie gefällt Euch Deutschland, Marquis?" fragte sie ihn etwas ironisch, und wischte sich heimlich die Thräne, die nicht bemerkt werden sollte, von der Wimper. — „Aber der Rhein, der prächtige, ist doch schön, und die muntre Mosel?" —

„Passirt, aber nur Alles hier zu sehr gegen Norden!" sagte der Marquis frostig und rieb sich die Hände. —

„Mein Gott!" seufzte Madelon, „wie kann man frieren in dieser heiligen Stunde!"

„Ein alter Mann hat weniger Blut, als eine junge Wittwe von sechs und zwanzig Jahren!" bemerkte der Marquis ruhig.

In Coblenz suchten sie das Haus des Majors Eichen auf, dem sie sich als unverhoffte Gäste, deren Gegenbesuch er gewiß nicht so bald erwartet, darstellen wollten. Christine, die betagte, treue Haushälterin Magdalenens, die fast kindisch vor Freude wurde, als sie ihre über Alles geliebte Vaterstadt, nach der sie in der Fremde so viele Jahre vergeblich geweint und geseufzt, mit den wohlbekannten Straßen, Häusern und Thürmen wieder-

erblickte, suchte ihre Herrin zu überreden, vor allen Dingen ihr altes Wohnhaus in Coblenz aufzusuchen, das ihrer Mutter, der seligen Frau von Ramberg, gehört und in dem Madelon geboren, auferzogen und von ihr, der bejahrten Dienerin, gewartet worden war. Alte Diener und alte Möbel haben eine gewisse wahlverwandtschaftliche Zuneigung zu einander, so daß sie gewissermaßen zusammen leben und sterben und es ihnen schwer wird, sich von einander zu trennen. So hatte die gute Christine immer das alte baufällige Haus im unvergeßlichen Andenken behalten, in dem sie der Frau von Ramberg und ihrer Tochter Magdalene so getreulich gedient, und wie leicht konnte man jetzt der anhänglichen Frau den Wunsch nachgeben, auch das alte Wohnhaus zuerst wieder in Augenschein zu nehmen, um zu sehn, ob es noch auf derselben Stelle wie sonst stehe, und ob es noch zehn Jahre hindurch dem Sturm und Wetter getrotzt habe.

Madelon fühlte selbst wohl einige Sehnsucht danach, es wiederzusehn, und als der Wagen in die bekannte Straße einlenkte, blickten Herrin und Dienerin zugleich begierig zum Schlage hinaus, Jede in der Absicht, es zuerst wahrzunehmen, in-

deß der Marquis, welcher die deutsche Stadt noch mit keinem Auge betrachtet hatte, sich verdrießlich in die Kissen zurückdrückte. Man war aber die Straße einige Male auf und ab gefahren, ohne das Haus noch zu bemerken, so daß Madelon meinte, es sei nicht die rechte Straße und nicht dieselbe, in der sie damals gewohnt hätten. Christine jedoch widerstritt lebhaft und wußte mehrere Beweise anzuführen, die dafür sprachen, daß man sich in der wohlbekannten Straße befinde; sie zeigte auch genau die Stelle, an welcher das Haus gestanden, aber es war nicht mehr dort zu sehn, sondern ein neues, prächtiges Gebäude, eines der schönsten jetzt in der Stadt, hatte sich an dem Platze des altmodischen erhoben, obwohl die Nachbarschaft umher ziemlich dieselbe geblieben war.

„Hier müßte es stehn, unser Haus!" sagte Christine, und blickte lange und traurig auf das neue und schönere, als ob sie ihm sein Dasein mißgönne. „Und habt Ihr Euch denn nie" — fragte sie Magdalenen — „um Euer heimisches Erbtheil bekümmert, und wißt Ihr nicht, in welche Hände der Nachlaß Eurer Mutter gekommen ist?" — Madelon hatte nie daran gedacht, doch fiel es ihr jetzt ein, daß der alte Freund ihrer Mutter,

der Major Eichen, ihr in Paris darüber habe Mittheilungen machen wollen, denen sie aus Leichtsinn und Flatterhaftigkeit immer ausgewichen war.

„Ein schönes Gebäude!" sagte der Marquis, und lehnte sich ebenfalls aus dem Wagen. „Steigen wir hier aus? Ich dächte, es wäre Zeit, daß wir endlich unter Dach und Fach kämen." —

Unterdeß hatte der Kutscher auf seine Erkundigung erfahren, daß man sich vor dem Hause des Major Eichen befinde, und bei diesem Umstand hätte Madelon fast nachdenklich werden können, denn wie überraschend war es nicht, gerade hier die an der Stelle des alten Hauses neu erbaute Wohnung des Majors, welche sie ebenfalls aufzusuchen hatten, so zufällig anzutreffen! Man ließ indeß halten und stieg ab, weil, wie die Sache auch immer sein mochte, das Endziel der Reise hier erreicht war. —

Rosalie trat ihnen zuerst entgegen und empfing die unerwarteten Gäste mit mehr Bestürzung als Freude. Madelon ließ ihr aber wenig Zeit, über die Absicht des so plötzlich kommenden Besuchs nachzudenken, sondern überhäufte ihr gutes Mühmchen zur Bewillkommung mit tausend Lieb-

kosungen und eben so vielen zärtlichen Vorwürfen darüber, daß sie mit dem Vater ohne Abschied von ihr aus Paris gegangen sei. Sie sagte, daß sie sich zum Wiedersehn den Abschiedskuß erbitten wolle, und daß sie diesen einzuholen hergereist sei, obwohl man nicht hoffen dürfe, sie jetzt nach diesem Bewillkommungs-Abschied gleich wieder los zu werden, denn sie sei stark entschlossen, auf einige Zeit in Deutschland Quartier zu machen.

Rosalie stand noch immer verwirrt und verlegen da, und bemerkte kaum, daß ihr der galante Marquis Cidevant mit altfranzösischem Anstand zweimal die Hand geküßt hatte.

„Und wo ist der Vater, liebes Röschen?“ fragte Madelon. —

„Ich werde ihn rufen, aber er ist sehr kränklich!“ erwiederte sie, indem sie sich schnell der Umarmung entzog und davoneilte.

Sie suchte den Vater im ganzen Hause, aber er war nirgends zu finden, obgleich sie wußte, daß er um diese Zeit nie auszugehn gewohnt sei, besonders heut, wo er sich unwohl befand. Indeß war es nicht das erste Mal, daß der Major in seinem eignen Hause verschwunden zu sein schien, und seine Tochter vermuthete, daß er sich dann

in einem verborgenen Kabinet in der ungestörtesten Einsamkeit religiösen Selbstbetrachtungen, einer heiligen Lectüre oder andern mit seinem kränklichen Gemüthszustand zusammenhängenden Beschäftigungen, in denen er von aller fremden Umgebung entfernt sein wolle, hinzugeben pflege. Röschen ehrte das Geheimniß des Vaters und hatte sich nie von unberufener Neugier gedrungen gefühlt, dasselbe zu erforschen. Sie begab sich zu den Fremden zurück, um den Vater wegen seines längeren Ausbleibens zu entschuldigen, aber das ängstliche, zitternde Herzklopfen, das ihr die plötzliche Erscheinung Magdalenens verursacht, war noch nicht ruhiger geworden. Sie hatte von dem reuigen Narciß, der seiner verzeihenden Geliebten Alles bekannte, auch etwas über sein früheres Verhältniß zu der schönen, verführerischen Frau erfahren, und dies that der Neigung für Madelon in Röschens Herzen schon einen bedeutenden Abbruch. Wußte Madelon vielleicht, daß sich Narciß hier befinde? Wußte sie wohl gar von ihrem beiderseitigen geheimen Einverständniß? Unmöglich; aber dennoch konnte das liebe Mädchen ihr unerklärlich banges Gefühl nicht zurückdrängen, und wie große Zuneigung sie auch im Anfang zu

der schmeichelnden Madelon gefaßt hatte, jetzt fing sie an, ihre Nähe zu fürchten, ja, — soweit geht die leidenschaftliche Aufregung eines sonst so sanften Mädchens, sobald sie innig liebt, — sie hätte sie fast als Nebenbuhlerin hassen mögen. In dieser bewegten Stimmung kehrte sie nun zu der gleichwohl so liebenswürdig Aussehenden zurück.

Madelon hatte unterdeß mit dem Marquis die schönen Zimmer bewundert, in denen sie sich befanden, und die, so wie die Anlage des ganzen Hauses, den heitersten und geschmackvollsten Sinn verriethen. An dieser Stelle war sie einst als Kind und Mädchen so froh und unschuldig gewesen, und nie glücklicher als damals, obwohl in jener Zeit nur düstre, altergraue Mauern und farblose Wände an dem Platze der jetzigen freundlichen Umgebung gestanden hatten. Es konnte ihr kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß dies neue Gebäude, welches dem vertrautesten Freund ihrer seligen Mutter gehörte, wirklich an dem Platze ihres alten Familienwohnsitzes aufgerichtet sei, und sie nahm sich vor, sobald sich nur eine schickliche Gelegenheit dazu bieten würde, den Major um eine Erklärung über alles Räthselhafte dieser Art zu ersuchen.

Jetzt trat Eichen selbst herein, ernst und umwölkt und mit allen Zeichen einer so tief in sich versunkenen Schwermuth auf der Stirn, daß er wie ein der Welt und aller Freude Abgestorbener erschien. Er stutzte einen Augenblick, als er die angekommenen Fremden gewahr wurde, doch konnte ihn das Ungewöhnliche nicht lange überraschen. Er bewillkommte Madelon, die ihm mit sehr innigem Gruß und einem wie um Verzeihung flehenden Blick entgegeneilte, kalt und einsylbig und hatte kein Liebeswort für sie, obwohl er dem Marquis die gewöhnlichen höflichen Redensarten nicht schuldig blieb. Er lud sie ein, bei ihm vorlieb zu nehmen, so lange sie wollten, da er Gastfreundschaft gern übe und selten dazu so angenehme Gelegenheit erhalte, als durch ihren nicht so schnell erhofften Gegenbesuch. Sonst schien ihm darum zu thun sein, das Fremde und Peinliche, welches die unerwartete Scene mit sich brachte, sobald als möglich wieder in das Geleis eines gewöhnlichen Ereignisses hinüberzuleiten, und er führte daher seine Gäste, weil es gerade Zeit war, nach kurzem Wechselgespräch sogleich zur Mittagstafel, die für den geschmackreichen Appetit des Marquis ganz nach Wunsch ausfiel. So hatte

es kaum den Anschein, als wenn man den in Paris angeknüpften Umgang je auf ungewöhnliche Art unterbrochen hätte, oder es war wie ein gleichgültiges Gespräch, dessen Faden man am Morgen wegen dazwischenkommender Umstände verloren und das man gelegentlich beim Mittagstisch mit kühler Laune weiter fortsetzt.

Mit Madelon sprach der Major äußerst wenig, ohne jedoch durch seine Verschlossenheit gegen sie bemerklich zu machen, daß irgend etwas Außerordentliches zwischen ihnen vorgefallen war. Dagegen unterhielt er sich mit dem Marquis, mit dem er sich nach Tische zu einer Partie Schach niedersetzte, sehr angelegentlich über den gegenwärtigen politischen Zustand der Dinge in Frankreich.

Madelon saß nachsinnend und in sich gekehrt da, denn die Unterhaltung mit der so schüchtern thuenden Rosalie, die sie bei weitem nicht mehr so munter und zutraulich wiederfand, wollte ebenfalls nicht recht von Statten gehn. Rosalie verlor auch nicht wenig dadurch, daß sie heut den ganzen Abend über an der ziemlich schweigsamen Gesellschaft Theil nehmen mußte, weil sie die verabredete Stunde, welche sie ihrem Narciß zugesagt, darüber versäumte. —

So begann sich in dem Hause des Majors das seltsamste Verhältniß zu bilden, das, obwohl es nur für eine kurze Zeit zu ertragen schien, dennoch wider Vermuthen eine längere Dauer gewann, als alle dabei Betheiligten selbst wünschten und wollten. Ein Tag verging nach dem andern, ohne daß die aus Paris Herübergereisten dem Zweck, welcher sie nach Deutschland geführt, näher gekommen wären. Der Major ließ sich in keine tiefer gehenden Erörterungen ein, so sehr sich auch Madelon durch Aufwendung aller liebenswürdigen Kunstgriffe, die ihr zu Gebote standen, bemühte, ihm wieder Vertrauen und Neigung abzugewinnen und abzuschmeicheln, und sie konnte von dem Verschlossenen jetzt eben so wenig ein zusammenhängendes Gespräch zur Mittheilung alles dessen, was ihr am Herzen lag, erlangen, als sie selbst damals in Paris sein zuvorkommendes und wohlgemeintes Vertrauen, dem sie sich immer durch ein launisches Vorschützen von Kopfweh entzogen, gewürdigt hatte. Der alte Eichen blieb stumm und regungslos, und ließ sich endlich nur bei Tische vor seinen Gästen sehn, indem er sich die übrige Zeit des Tages in eine unzugängliche Einsamkeit zurückzog.

*

Madelon hätte verzweifeln mögen und die unerträgliche Langeweile, in die sie sich hier versetzt sah und die bald an die Stelle der schwärmerischen Entzückung über das Wiedersehn der Heimat trat, wäre fast zu einer ernstlichen Melancholie in ihr geworden. „Fort! fort! O könnte ich fliehn und fliegen, wie die Wolken, wie die Vögel, über die weite Welt hinweg, in neue, unbekannte Gegenden, um durch einen freien, schrankenlosen Flug meine beklemmte Brust zu erleichtern!" rief sie mit stillen Thränen in den Augen aus. „Fort möchte ich, fort auf die Pilgerschaft, aber wohin? Mein Gott, ist nicht die Welt so groß, und ich weiß nicht wohin? Doch was soll ich schon wieder in Paris? Und was will ich hier in Deutschland? Die Leute sagen, daß in Paris nicht mein Vaterland ist, und doch hat es mir im Leben noch am meisten dort gefallen. So kann mir denn nur in der Fremde wohl sein? Nur in der Fremde? Ach, ich habe keine Heimat, keine Freunde, keine Lieben, die mir ergeben wären, keine Treue, auf die ich mich stützen könnte! Ich bin die arme Einsame! Aber die Deutschen, mögen sie auch meine gut-

müthigen Landsleute sein, sind doch im Grunde langweilige Menschen in ihrer Geselligkeit!" —

Der schleunigen Rückkehr nach Paris war jedoch ein unvermuthetes Hinderniß entgegengetreten. Nicht nur, weil der diesjährige Winter ungewöhnlich kalt wurde, sondern auch weil die alterschwache Gesundheit des Marquis vor der übermäßig strengen Kälte der Jahreszeit zu erliegen anfing, sah man sich genöthigt, den Aufenthalt in Coblenz bis auf eine ungewisse Frist hinauszudehnen. Der alte Herr wurde bedenklich krank und mußte das Bett hüten. Madelon pflegte seiner mit unermüdlicher Zärtlichkeit und wich nicht von ihm, um bei dieser Gelegenheit ihrem Wohlthäter, dem sie Reichthum und äußeres Glück schuldig war, auch durch Zeichen ihrer Dankbarkeit und Anhänglichkeit einen Trost zu gewähren.

So ging der Winter hin und die im Hause des Majors Zusammenlebenden schienen sich ungeachtet der Nähe, in der sie sich waren, in einzelne fernliegende Gruppen von einander gesondert zu haben, ohne noch der gegenseitigen Annäherung, die sie selbst so sehr wünschten und die sie sich theils eigensinnig, theils aus verletztem Gefühl verweigerten, bei sich Gehör zu geben.

Das Frühjahr 1830 kam heran und auch die erste Hälfte des Sommers war fast verstrichen, als sich der Marquis endlich wieder zu erholen anfing und gegen alle Erwartungen der Aerzte von Neuem so rüstig erschien, daß er wohl noch trotz Podagra und Chiragra ein Jahrzehnt zu überdauern hoffen durfte. Jetzt war kein Grund mehr vorhanden, die Abreise noch länger aufzuschieben und Madelon hatte Tag und Stunde dazu schon festgesetzt. Von diesem Augenblick an begann sich die verschlossene Gesinnung des alten Eichen gegen Madelon plötzlich zu ändern, und er schien es nicht über sich gewinnen zu können, sie so ganz kalt und untheilnehmend wieder von sich zu lassen, ja er kam ihr zuerst wieder mit der liebevollen Bitte entgegen, bei ihm in Deutschland zu bleiben und nicht mehr nach der französischen Hauptstadt zurückzukehren.

Dies konnte nun Madelon nicht sogleich versprechen, da es auch gewissermaßen eine Pflicht der Pietät für sie war, ihren Marquis Cidevant nicht zu verlassen und ihm noch in seinen letzten Lebenstagen treulich Gesellschaft zu leisten. Derselbe aber wäre um keinen Preis zu bewegen gewesen, noch länger hier zu verweilen, denn seine

Ungeduld, wieder in Frankreich zu sein, war fast leidenschaftlich. Die Zeitungen hatten seitdem Nachrichten aus Paris gemeldet, die von Tag zu Tag bedeutender und bedenklicher wurden; eine abermalige Suspension der neuen Deputirten-Wahlen von Seiten des Polignacschen Ministeriums war erfolgt und mit gespannter Aufmerksamkeit erwartete man allgemein den entscheidenden Schlag, der für eine oder die andere Partei nothwendig daraus hervorgehen mußte. Die große Juli-Katastrophe, die letzte Knospenentwickelung der vollendeten und vollständig aufgeblühten Frucht der französischen Revolution, hatte sich vorbereitet und war durch unzeitige, schlechtgeprüfte Sicherwähnung und das allzu große Selbstvertrauen Derjenigen, die ihre Hoffnung darauf setzten und denen sie selbst zum ungeahneten Verderben gereichen sollte, beschleunigt worden. Der Marquis wollte und mußte als ein ächter Franzos in diesem verhängnißvollen Augenblick des Vaterlandes durchaus an Ort und Stelle sein. Er hoffte und vermuthete jedoch nichts weniger als den Widerausbruch einer eigentlichen Revolution in Frankreich, denn sonst würde sich der antirevolutionaire Marquis Cidevant, der die verdrießlichen Incom-

moditäten einer solchen Zeit nur allzu sehr erfahren hatte und noch in der Erinnerung auf das Bitterste haßte, lieber zu einer Reise nach der Türkei entschlossen haben, als daß er wieder nach Paris gegangen wäre. Im Gegentheil, er hielt sich, wie alle Parteigänger des absoluten Königthums, für überzeugt, daß diesmal die königliche Gewalt siegen und gewissermaßen durch einen unwiderstehlichen Befehl von oben herab, die verirrte Nation wieder zu den Stufen des Throns zurückrufen werde, unter dessen unumschränktem, gottgesegnetem und durch Sitte und Herkommen einer ganzen allerchristlichsten Dynastie geheiligtem Scepter es allein glücklich werden und aus dem wilden Revolutionstaumel der neunziger Jahre den Weg zur Ruhe und Vernunft zurückfinden könne.

So erhielt Madelon nur mit der größten Mühe noch einen Tag Aufschub von ihm, welchen sie dem sich ihr zuletzt immer mehr wieder nähernden Major, der ein besonderes Gewicht auf den einen Tag zu legen schien, nicht hatte abschlagen können. Unterdeß wurden jedoch alle Anstalten zu der bevorstehenden Reise getroffen, und die alte Christine, die sich, obwohl ihr freigestellt

wurde, in Ruhe in ihrer Vaterstadt Coblenz zurückzubleiben, doch von ihrer Herrin nicht trennen wollte, legte seufzend ihr Gepäck wieder zusammen. Die gute, treue Dienerin hatte auch nichts mehr, was ihr in Coblenz theuer war, denn ihre Bekannten und Freunde waren seitdem alle verstorben, und wenn wenigstens, sagte sie, das alte Haus noch stände, in welchem sie einst der seligen Frau von Ramberg gedient; aber auch das stand in Coblenz nicht mehr. — —

Ein gemeinsames, stilles Hoffen auf die Zukunft war inzwischen das ganze Glück gewesen, dessen sich Narciß und Röschen in ihrer verborgenen Liebe erfreuten. Narciß, der den Tag über nicht aus seinem abgeschiedenen Zimmer herausging, hatte mittlerweile an der Büste des Majors fleißig fortgearbeitet und sie der Vollendung nahe gebracht. Das Werk, das dem Künstler fein und ausdrucksvoll gelungen war, sollte den Liebenden zu einer eigenen Stütze ihrer Angelegenheiten dienen. Auf den einen der nächsten Tage fiel des Majors Geburtstag, und an diesem Tage, wo dann, wie zu erwarten stand, auch die Fremden aus Paris schon wieder abgereist sein würden, wollte Rosalie den Vater mit dem Kunstwerk des

Geliebten als Angebinde überraschen und ihm dadurch von der treuen und unwandelbar ergebenen Gesinnung Narcissens ein sprechendes Denkmal darbringen. Alles war von ihnen genau und mit der scharfblickenden List der Liebe verabredet worden und konnte wenigstens in so weit nicht mißlingen, um den Major dem jungen Bildhauer einigermaßen wieder geneigt zu machen. In dieser Hoffnung hatte Rosalie, mit Hülfe einer vertrauten und zuverlässigen Dienerin, die Büste ihres Vaters bereits in das Haus schaffen lassen und sie für die nahegerückte Stunde heimlich zurechtgestellt, denn daß Madelons längere Anwesenheit der Ausführung des Plans hinderlich sein oder ihn wenigstens beschränken könne, war nicht abzusehn. So lange Madelon in Coblenz war, hielt sich Narciß um so verborgener, aber sie ahnte nichts weniger, als daß Der, um dessenwillen sie in einem unbewachten Augenblick das Vertrauen ihres väterlichen Freundes eingebüßt, ebenfalls hieher ausgewandert sei. —

Um diese Zeit empfing Madelon, einen Tag vor der festgesetzten Abreise, einen Brief aus Paris, der von einem ihrer dortigen Verehrer, dem romantischen Theaterdichter Dubois, an sie abge-

sendet war. Ihr junger Freund glaubte, daß sie nun nicht mehr nach der Seinestadt zurückkehren werde, weil sie ihren Aufenthalt in Deutschland bereits auf so lange ausgedehnt hätte und jetzt der so eben ausgebrochene Krieg der drei Tage, des 27., 28. und 29. Juli, in Paris, von dem sein um eine Woche später datirtes Schreiben ihr einen näheren Bericht mittheilte, sie vielleicht noch mehr davon abschrecke. Dubois hatte zu seinem ihr sehr huldigungsvoll geschriebenen Brief zunächst die Veranlassung genommen, ihr ein Exemplar seiner nunmehr gedruckten Tragödie: Simson, deren Dedication sie damals nach Vorlesung des Manuscripts freundlich erlaubte, mit einem Zueignungs-Gedicht zuzuschicken. Er fügte Einiges über die gelungene Aufführung der Tragödie hinzu, die, ungeachtet einer bestellten Opposition im Theater, dennoch siegreich durchgedrungen war und den besten Erfolg gehabt hatte; aber so groß war die politische Aufregung und Verwirrung, in welcher sich der Schreibende während des Briefes befunden haben mußte, daß er über den bedeutungsvollen Ereignissen des Tages, die ihn bewegten und von denen der größte Theil seines Schreibens handelte, das vergessen hatte, was die Einleitung und

Veranlassung seines Briefes ausmachte, nämlich — das in Rede stehende Exemplar der zugeeigneten Tragödie wirklich beizulegen, von dem er in dem Briefe als von einem anbei erfolgenden sprach. Dies war das possirlichste Unglück, das einem Poeten nur widerfahren konnte, aber der den politischen Ereignissen gewidmete Theil seines Briefes, durch dessen überwiegendes Interesse diese sonderbare Vergeßlichkeit eigentlich entstanden war, durfte dafür entschädigen, weil man sah, wie sehr der Dichter, der sein Liebstes, sein Gedicht, darüber vergessen, von dem Vorgefallenen ergriffen und begeistert sein mußte.

Madelon las den inhaltschweren Brief, der die bisherigen mangelhaften Nachrichten der Zeitungen durch die ausführlichere Schilderung eines Augenzeugen höchst interessant vervollständigte, dem Major und dem Marquis vor, die Beide natürlich einen sehr verschiedenartigen Eindruck davon empfanden. Der alte Eichen schien allen seinen eingewohnten Trübsinn darüber zu vergessen und in der nicht zurückzudrängenden Bewunderung der glorreichen Sache fast wieder jung zu werden, während der Marquis Cidevant nicht genug beklagen konnte, daß die drei Ordonanzen des Königs,

welche nach seiner Meinung eine höchst weise Umgestaltung der Dinge bewirkt haben würden, ihren großen Endzweck verfehlt hätten. Der Theaterdichter Dubois sagte freilich in seinem Schreiben voller Eifer, daß diese zuerst im Moniteur erschienenen Ordonnanzen, welche Alles verschuldet und veranlaßt hätten, das Werk eines lange im Stillen und in der Finsterniß vorbereiteten Staatsstreiches wären, der nicht nur durch die ungesetzmäßige Cassation der Wahlen, wodurch die Kammer noch vor ihrem wirklichen Zusammentreten aufgelöst wurde, die Heiligkeit der Charte verletzt habe, sondern eben auf eine Vernichtung der Charte, der Presse und des Privat-Eigenthums ausgegangen sei.

Eine Nachschrift des Briefes war vom 9. August hinzugefügt, an welchem Tage, nach dem bewundernswürdig raschen und consequenten Verlauf des ganzen Dramas, der edle Louis Philipp sich zum König der Franzosen erklärte. Charles X. hatte sein Volk verlassen, er war wie ein in der Sturmnacht auswandernder Lear, der sich selbst um sein Reich gebracht, von dem Thron seiner Dynastie geflüchtet, und das Geschlecht der Bourbonen, das man fast immer im Widerstreit gegen

seine eigne Zeit gesehn, sollte, durch das waltende Schicksal der Geschichte selbst, in Frankreich eher erlöschen, als es noch vor Kurzem geahnet worden. „Welch' eine erhabene Stunde war es — schrieb Dubois — als dieser hochherzige, freisinnige, milde Orleans heut im Palast Bourbon in der Versammlung der Pairs und Deputirten seiner Nation den Eid der Treue schwur; aber noch herrlicher war es, ihn zu sehn, als er darauf, zu Pferde gestiegen, eine wahrhaft königliche heitre Gestalt, nach dem Palais Royal zurückkehrte und unterweges vielen der Vorübergehenden die Hand reichte, um den geschlossenen Bund zwischen König und Unterthan persönlich zu besiegeln. So weit ging seine eigene Begeisterung, so sehr strömte sein eignes Gefühl über, von den einzig großen Vorgängen hingerissen! O es war ein himmlischer Augenblick, zu sehn, wie sich König und Unterthan die Hand reichten, während die umherstehende National-Garde jauchzend ihre Musik erschallen ließ und die Marseiller Hymne sang. In welcher schönen, bedeutungsvollen Zeit leben wir doch! Dieser Louis Philipp und sein Volk, was sind beide für ein treffliches Paar! — er, der sich roi citoyen nennt und sein will, der Bürgerkönig! — und

sein Volk, das mehr durch eine Heldenthat der Vernunft, als durch einen langen blutigen Krieg, die geistlose absolute Despotie für immer in seinen Landen austilgte!“

„Alle Leute sagen — fügte Dubois zum Schluß seiner patriotischen Herzensergießungen hinzu — daß durch die Revolution der drei Tage auch die Romantiker in Paris einen bedeutenden Stoß erlitten hätten. Alle Leute meinen es, aber nur wir gemäßigten Romantiker nicht, die wir in unserm Sinne auch liberal sind, und im Gegentheil hoffen, daß jetzt, da die Veranlassung, den Romanticismus als politisches Aushängeschild zu gebrauchen, durch die neusten Zeitereignisse allerdings zerfallen ist, die romantische Schule anfangen werde, sich von allen politischen Nebenabsichten zu reinigen und ihr Streben mit ausschließlicher Begeisterung nur darauf zu richten, daß sie in der Poesie eben so die neue Zeit für Frankreich herbeiführe, als es die Liberalen in der Politik gethan. Neulich, meine angebetete Madelon, hatte ich noch einen ganz besondern Spaß, als ein hier ansässiger Deutscher, der sich durch deutschen Sprachunterricht — ein in Paris jetzt sehr gangbarer Artikel — ernährt, mich besuchte, und mit

vollkommen pedantischer Miene eine recht genaue und deutliche Definition von mir begehrte, was denn eigentlich das Romantische sei und was nicht. Mein Gott, was sind die Deutschen doch für Narren mit ihren Definitionen, um die sie sich von jeher abgequält haben! Ich lachte den deutschen Schulmeister aus, der durch mich hatte klug werden wollen, weil er gehört, daß die Sache bei uns so viel Lärm gemacht, und bat ihn, mir zuerst recht genau und gründlich auseinanderzusetzen, was eine Sommersternennacht, eine Wintertraumstille und Schneeflockenmährchen denn eigentlich für Dinge wären!"

So ging der Brief des romantischen Dichters aus dem Ernst der politischen Nachrichten allmählig in gemüthlichern Scherz über und endigte zuletzt mit einigen artigen Witzeleien über das Schicksal des Dey's von Algier, der aus den verhängnißvollen Weltereignissen des Tages wie eine tragikomische Figur herausblickt und der Ironie allerdings genug Stoff zu Anspielungen bieten konnte. — —

Der Marquis Cidevant war, wie gesagt, trostlos über Alles, was in Paris vorgegangen, und wollte nun nichts von der Rückkehr dorthin hö-

ren, als ihn Madelon an die nahende Stunde der Abreise erinnerte, sondern verbarg sich schwermüthig und an der ganzen Welt verzweifelnd auf seinem Zimmer. „Was soll ich mit ihm anfangen?" sagte Madelon und ging, den Major von dem wieder hinausgeschobenen Termin ihrer Reise zu benachrichtigen. Eichen, der seit Kurzem ganz aufgeschlossen und erheitert schien, drückte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit seine Freude darüber aus und nahm ihre Hand mit einem so bedeutungsvollen Druck in die seinige, als wenn er für jeden heimlichen Groll, der sie bisher getrennt hatte, die Versöhnung aussprechen wolle.

„In einer Zeit, wo so viel Großes geschieht, als heut zu Tage, muß sich Jeder seinen kleinen Haß und seine kleinlichen Sorgen vom Busen wälzen, um mit befreitem Herzen an dem freien Lebensdrang der Völker theilnehmen zu können!" sagte er feierlich. „O meine Magdalene, laß mich wieder Dein Oheim sein, wie ich es Dir als Kind gewesen, wo Du, ein süßes, kleines Mädchen, mich immer schmeichelnd und gern so nanntest! Sieh, gerade heut ist der Namenstag Deiner verklärten Mutter, und wie können wir besser das Wehmuthsfest der Erinnerung begehn, als wenn wir

mit einander in traulicher Stunde von den Tagen der Vergangenheit sprechen und ich Dich endlich über ein für mich und Deine selige Mutter so schicksalsvoll gewordenes Verhältniß nicht mehr in Ungewißheit lasse, das mich noch immer wie eine verborgene Schuld drückt, so lange ich es verschweige, und das ich schon längst Dir mitzutheilen mich gesehnt hatte. Komm, meine traute Magdalene, aber laß uns zuerst nach meinem Röschen sehn, denn sie soll auch dabei sein, und was ich zu eröffnen habe, gehört für Euch Beide!"

Rosalie wurde gerufen und wußte nicht, was sie davon denken sollte, als sie ihren Vater und Madelon in einer so feierlichen Stimmung zusammen antraf. Sie glaubte Anfangs, daß man sie zum Abschiednehmen herbeirufe, und freute sich schon, nun der Abreise der Fremden gewiß zu sein und nicht durch sie in dem sinnigen Plan gestört zu werden, den sie für den auf übermorgen fallenden Geburtstag des Vaters zum Heil ihrer Liebe entworfen hatte. Aber der Major bat, ihm zu folgen, und führte sie Beide stillschweigend durch eine Reihe von Zimmern zu einem fern gelegenen Gemach, wo er unvermerkt eine verborgene Tapetenthür in der Wand öffnete, die zu

Rosaliens größtem Erstaunen zu einem Theil des Hauses hinausführte, welchen sie bisher in dem großen Gebäude ihres Vaters weder gekannt noch geahnet hatte.

Sie traten auf einen kleinen Flur und sahen sich hier aus den freundlichen, schmuckreichen Zimmern des Wohnhauses plötzlich in eine durchaus veränderte Umgebung versetzt. Wie man in Parkanlagen künstliche Ruinen nachbildet, um mitten unter der Blüthenpracht der unveraltenden Natur durch eine elegische Spielerei an die Vergänglichkeit zu mahnen, so erblickten Madelon und Röschen jetzt unversehens eine altergraue, fast zerfallene Wand mit einer darin befindlichen, ebenfalls alle Spuren der Zeit verrathenden Thür vor sich, die mitten in dem neuen Hause um so seltsamer überraschen mußten. Die Ueberraschung wurde größer, als Eichen die Thür aufschloß und, mit einem stillen, heiligen Ernst im Gesicht, die Damen einlud, ihm zu folgen.

Es war ein kleines, niedriges Zimmer, das sich hier vor ihnen eröffnete, wunderbar ausmöblirt mit altmodischem Geräth und halbzerrissenen, bestäubten Tapeten; aber wie verstört auch Alles aussah, so schien dennoch eine gewisse absichtliche und sorg-

same Anordnung in dem zerfallenen Gemach zu herrschen. Ein kleiner Schrank mit einigen Büchern, ein Sopha und ein altes Klavier, auf dessen Pult einige durch die Zeit vergelbte Notenblätter noch aufgeschlagen lagen, standen in demselben düster und unheimlich ansprechend umher.

„Dies ist meine Erinnerungsstätte, wo ich der Vergangenheit zu gedenken pflege!“ sagte der Major, nachdem sie eingetreten waren, mit so sanfter Stimme, als man selten von ihm hörte. „Ja, Magdalene, es ist nicht nur das Haus Deiner Mutter, über dem Du das meinige neu auferbaut siehst, sondern hier stehst Du auch in dem alten Wohnzimmer selbst, das ich zum Gedächtniß der Tage, die ich mit Euch in solcher Umgebung verlebte, in dem neuen Gebäude künstlich und getreu nach dem Modell der Vergangenheit bewahrt und erhalten habe. Es ist Stein vom Stein des alten Zimmers, in dem Du ehemals als Kind mit Deiner Mutter gewohnt, es sind dieselben Geräthe, dasselbe Klavier, auf dem die Mutter Dich die ersten Tasten anschlagen lehrte, dieselbe große unförmliche Uhr dort an der Wand, welche jetzt still steht, und damals die schönen Stunden eines einsam glücklichen Lebens schlug, und mag man

mich einen Schwärmer schelten, daß ich die Vergangenheit so in ihrer äußerlichen Gestalt festzuhalten suche, für mich hat diese Schwärmerei noch eine tiefere Bedeutung!“

Er bat Madelon und Röschen, sich zu setzen, die mit bänglicher Empfindung in dem wunderbaren Gemach Athem holten, und in ihren neumodischen, eleganten Gewändern, in ihrer jugendlich blühenden Schönheit selbst einen eignen Contrast zu der sie umgebenden Ruine bildeten. Nachdem sie sich auf dem verblichenen seidenen Kanapee niedergelassen, hub der Major an, seinen still lauschenden Zuhörerinnen die Geschichte eines Alle nahe betreffenden Lebensverhältnisses zu erzählen, auf das besonders Magdalene mit gespannter Aufmerksamkeit hörte.

„Zwölf Jahre sind verflossen, Magdalene, seitdem Deine unvergeßliche Mutter, Juliane von Ramberg, starb!“ begann er, bemüht, eine Thräne wehmüthiger Erinnerung zu verbergen, welche ihm die ehrwürdigen Wangen benetzte. „Sie war eine geistreiche, aber seltsame Frau, und ich lernte sie in den letzten Jahren ihrer nicht glücklichen Ehe kennen, welche sie mit Deinem Vater, einem vornehmen Mann von bedeutendem Range, eine Reihe

von Jahren hindurch verlebte. Ihr Gatte war ein ausgezeichneter Staatsmann, ein heller, gebildeter Kopf, ein aufgeräumter Gesellschafter, den ich mit Stolz meinen Freund nannte; aber etwas fehlte ihm, das sich nicht erwerben läßt, weil es zum Charakter des Menschen gehört, nämlich häuslicher Sinn und gemüthliche Familienliebe, und diese beiden Tugenden waren es gerade, in denen Juliane, Deine Mutter, so ganz lebte und fühlte, daß sie nur darin alle Lebensfreude suchte. Er konnte sich nur im Genuß der großen Welt wohl befinden, sein Glück mußte ein geräuschvolles, glänzendes sein, wenn es den Namen Glück verdienen sollte, während sie, durch eine etwas pietistische Erziehung gegen die weltlichen Freuden verstimmt, nur den stillen Tiefen eines in sich versenkten und befriedigten Seelenlebens sich zuwendete. Weltlichkeit und Gemüthlichkeit hatten hier eine Ehe geschlossen, welche nur durch den Irrthum äußerer Umstände veranlaßt sein konnte; aber ungeachtet sie Beide nach so verschiedenen Richtungen hin strebten, auf denen sie sich nie zu begegnen hoffen durften, führten sie dennoch das ihnen auferlegte Verhältniß gegenseitig mit bewunderns würdigem Anstand durch, ohne vor der Welt je

die Haltung zu verlieren. Ihre natürliche Disharmonie hatten sie einmal Beide klar erkannt, aber sie wurde von den edlen Menschen nie ausgesprochen, sondern blieb in solchen Stunden, wo sie sich am bemerklichsten machte, nur ein schmerzliches Gefühl der Wehmuth, was seinem strengen Rechtlichkeitssinn, der bei Lebemännern seiner Art wohl höchst selten so gefunden wird, vielleicht nicht weniger hoch anzurechnen war, als der unvergleichlichen Sanftmuth Deiner Mutter. Juliane war fromm, doch ohne krankhafte Uebertreibung, denn sie war auch schön; und wäre sie eine der kranken Frommen gewesen, wie hätte sie schön sein können? Mein Umgang schien einigen Werth für sie zu haben und wir fühlten eine gewisse Sympathie zu einander, die sich zwar tief in der Stille unserer Herzen verbarg, die uns aber eine gegenseitige Nähe zum Leben unentbehrlich machte."

„In dieser Zeit starb plötzlich Dein Vater, Magdalene, als Du kaum, wenn ich nicht irre, Dein dreizehntes Jahr erreicht hattest. Deine Mutter floh jetzt ganz alle Verbindungen der vornehmen und großen Welt und ging nun fast zu einem entgegengesetzten Extrem über, um sich ihrer Neigung und ihrem Charakter gemäß das Leben

einzurichten. Juliane hatte geistreiche Grillen und eine solche bestimmte sie jetzt, sich mit ihrem Töchterchen, das für den Genuß der Welt geboren zu sein schien, in eine klösterliche Abgeschiedenheit von ihren bisherigen Bekannten und Freunden zurückzuziehn. Sie verließ die ihr zu prächtig dünkende Wohnüng, welche sie mit ihrem Gatten inne gehabt, und kaufte in einem entlegneren Theile der Stadt ein altes Haus, welches ganz das Ansehn einer verfallenen Klosterruine hatte. Hier lebte die wunderbare Frau, welche noch in der schönsten Blüthe ihrer Jahre stand, durchaus einsam und widmete ihre Zeit der Bildung ihrer Magdalene, der Lectüre und der Ausübung der Musik, für die sie ein herrliches Talent besaß, und wenn man zu einer gewissen Stunde an ihren Fenstern vorüberging, konnte man die rührendste und ausdrucksvollste Stimme vernehmen, mit der sie geistliche und andere Lieder, wie auf überirdischen Tönen sich aufschwingend, zum Flügel sang. Sonst wurden die Nachbaren ihrer Nähe nur wenig gewahr, denn Juliane zeigte sich nie auf der Straße und hatte ihre Promenade auf den hinter dem Hause liegenden kleinen Garten beschränkt."

„Ich war der einzige ihrer ehemaligen Freunde,

der auch jetzt zu ihrer Einsiedelei einen stets willkommenen Zutritt hatte, und es verging kein Tag, kein Abend, den ich nicht in Eurer Mitte, in Eurer Gesellschaft glücklich und friedlich zugebracht. Ich bedurfte selbst damals eines so troſtreichen Umganges, als die starke und erhabene Gesinnung Deiner Mutter war, denn ich hatte noch den früh erfolgten Tod meiner Gattin, welche an den Folgen einer unglücklichen Geburt starb, zu betrauern. Du, mein Röschen, warest mein einziges Kind, damals eben drei Jahre alt, und ich brachte Dich oft mit zu der freundlich milden Frau, die Du so lieb hattest, und zu Magdalenen, die so artig mit Dir scherzte und spielte."

„Ich kam so oft zu Euch in das alte schwarze Haus, und vernachlässigte darüber meine andern Freunde und vieljährigen Kriegskameraden, so daß mich diese seitdem mit ihrem Spott verfolgten und mich mit einem Spitznamen den Liebesritter von der Ruine nannten, denn man vermuthete, daß ich als ein noch rüstiger Wittwer die schöne Wittwe heirathen würde, und zu der spöttischen Anspielung auf die Ruine gab Euer Wohnhaus gerechten Stoff genug. Wir hatten uns allerdings gelobt, einander für immer angehören zu

wollen, weil wir einander Alles auf der Welt waren und im Denken und Fühlen auf das Zärtlichste übereinstimmten, und ich hoffte, daß Juliane in einer glücklichen und beiderseitigen Wünschen gemäßen Ehe allmählig manches Phantastische und Grillenhafte in ihrer Lebensweise aufgeben werde, was sich durch die drückende Spannung ihres früheren Verhältnisses ihrem sonst so einfach sinnigen Charakter beigesellt hatte. Eine ihrer seltsamsten Launen machte sie jedoch in Bezug auf das alte Haus geltend, das Ihr bewohntet und in dem sie sich so heimisch und abgeschieden glücklich fühlte, daß ich sie durch keine Mittel bereden konnte, eine freundlichere und besser eingerichtete Wohnung zu beziehen."

„Wir hatten uns in unsern Herzensangelegenheiten ganz geeinigt, aber ihre unbegreifliche Laune ging so weit, daß nicht nur das Fest unserer Verbindung in der baufälligen Ruine gefeiert werden, sondern dieselbe auch künftig unverändert unsere gemeinschaftliche Wohnung sein solle. Ich meinte, das Gespött meiner Freunde und Verwandten würde sich nicht ertragen lassen, wenn ich sie in der trümmerhaften Hütte, über die sie sich jederzeit lustig zu machen pflegten, noch gar zur

Hochzeit einladen mußte. Ich fürchte, Juliane! sagte ich zu ihr — von dem Hochzeitslärm wird uns unsere wacklige Eremitage über den Kopf zusammenstürzen, denn bei einer Hochzeit, wo man ein so großes Glück erringt, wie ich, muß es doch laut zugehn, und tanzen wird gar Niemand können in diesem Eulennest, wo kaum noch zwei Zimmer bewohnbar sind, und getanzt sollte doch billig werden an einem solchen Freudentage! — Sie lächelte, denn sie wußte, daß ich nur scherzte, und sagte: An dem bevorstehenden Freudentage muß es „fein sanft und stille" hergehn."

„Ich hatte mich schon immer damit beschäftigt, den Plan zu einem neu zu erbauenden Hause zu zeichnen, da es von jeher meine Lieblingsneigung gewesen, mich mit architektonischen Grundrissen und Entwürfen abzugeben und nach meinem Geschmack Pläne zur Ausführung neuer Bauten zu machen. In den Abendstunden, wenn wir zusammen waren, hatte ich ihr oft einen solchen Entwurf zu einem neuen Hause vorgelegt, das wir an dem Platze des alten leicht aufführen konnten, da die Grundstelle bedeutend geräumig war, und Juliane, wie ich vermuthete, aus dem Nachlaß ihres Gatten sich im Besitz nicht unerheblicher

Mittel dazu befinden mußte. Sie versicherte jedoch unnachgebend, daß sie arm sei und bleiben wolle und daß sie den ganzen unbeträchtlichen Nachlaß ihres Gatten den Armenhäusern habe zukommen lassen. Das Grundstück des alten Hauses zu verkaufen, dazu konnte ich sie noch weniger überreden und so wurde unsre Eintracht nur durch diese eine Laune gestört, welche eine so schicksalsvolle Wendung für uns nehmen sollte."

„Eines Abends war ich, wie gewöhnlich, bei Euch und saß trübsinnig in dem kleinen Zimmer, während Du, Magdalene, fortgegangen warest, um eine junge Freundin zu besuchen, und Deine Mutter sich ebenfalls zu einem Geschäft auf einen Augenblick aus dem Zimmer entfernt hatte. Der unangenehme Gedanke, mich mit der Geliebten über das, was ich wünschte, nicht einigen zu können, beschäftigte mich gerade in dieser Stunde schmerzlicher als je; unruhig, ja verzweifelnd ging ich im Zimmer auf und nieder und stieß ingrimmig mit dem Degen gegen die alten morschen Wände, als wäre mir damit gedient, wenn ich sie niederrennen könnte. Indem ich in meinem leidenschaftlichen Unmuth so thue, bemerke ich, daß plötzlich in einer Ecke der Wand etwas los-

bröckelt, ich blicke näher hin und entdecke, daß ich mit dem Degen eine Ritze geöffnet, welche ein in der Mauer verborgenes Kästchen sichtbar werden ließ. Ich räume noch einige Steine hinweg, um des unverhofften Fundes habhaft zu werden, und ziehe das ohne Zweifel absichtlich eingemauerte Kästchen hervor. Es war sehr schwer und enthielt, als ich den unverschlossenen Deckel öffnete, eine bedeutende Summe in Goldstücken, was mich in ein nicht geringes Erstaunen versetzte. Da waren ja auf einmal die Mittel zur Aufführung eines neuen Hauses gefunden, das uns künftig gemeinsam zu einem schöneren Wohnsitz dienen könnte, und so sehr ich mich insgeheim darüber freute, eben so sehr war ich auch überzeugt, daß Deine Mutter selbst von dem Schatz, der in ihrem Hause versteckt gewesen, nichts wisse und ahne, und daß er dem früheren Besitzer desselben ohne Zweifel angehöre, einem alten Wucherer, der plötzlich und ohne Erben verstorben war und der sehr denkbar sein Geld in den Wänden eingemauert haben konnte. Ich verbarg das inhaltsreiche Kästchen, das uns so nützlich werden konnte, in meiner Tasche, und war bemüht, die Spuren in der Wand möglichst wieder unkenntlich zu

machen, denn Juliane sollte nicht sogleich etwas davon erfahren. Es war ungewiß, ob ich sie auch durch den gefundenen Schatz auf der Stelle für meinen Plan gewinnen würde, und wenn ich ihr das Geld, das ihr allerdings zunächst zufiel, überliefert hätte, würde sie es vielleicht unter die Armen vertheilt und uns so gänzlich der Mittel beraubt haben, meinen Entwurf zu einem neuen Hause künftig einmal auszuführen. Ich nahm diesen Abend mit einem etwas beklommenen Herzen von ihr Abschied, denn ich hatte jetzt zum ersten Mal ein Geheimniß vor ihr, und unser Verhältniß war bisher so rein und innig gewesen, daß dem Einen nicht wohl sein konnte, wenn er vor dem Andern etwas verbarg. Sie aber war noch ganz arglos und traut wie immer."

„Am andern Tage, als ich wieder zu ihr kam, fand ich sie in der größten Bewegung. Blaß und erschöpft kam sie mir entgegen und gab mir den rührendsten Beweis ihrer schönen und offenen Seele, indem sie mich auf der Stelle zum Vertrauten ihrer auffallenden Unruhe machte. Eine dunkle Ahnung befiel mich sogleich, die mir zur Gewißheit wurde, als ich vernahm, daß das plötz-

liche Verschwinden einer bedeutenden Geldsumme der Gegenstand ihrer Bestürzung war. Von jenem Kästchen, das mich der Zufall hatte finden lassen, wußte Juliane nur zu gut, denn sie hatte es selbst an dem unscheinbaren Orte in der Mauer verborgen, weil sie der Magd, welche im Hause diente, nicht traute. Es war ein zurückgelegtes Ersparniß früherer Jahre und sie hatte es allerdings, wie sie mir in der Hast gestand, zum Aufbau eines neues Hauses bestimmt. Sie hatte mich damit nach dem Fest unserer Verbindung überraschen, sie hatte mich liebevoll prüfen wollen, ob meine Zuneigung zu ihr so stark sein würde, alle Rücksichten auf die Eitelkeit der Welt aufzugeben und mich entschließen zu können, mit ihr in dem schlechten Hause zu leben. Nun sei freilich Alles vorbei! Eben erst war der Riß in der Wand von ihr bemerkt worden, welchen ich nicht gänzlich wieder hatte verdecken können; sie war aufmerksam geworden und hatte zu ihrem Erschrecken gesehn, daß man ihr den so lange geheim gehaltenen Schatz geraubt. So sanftmüthig Juliane auch sonst immer bei dem Verlust äußerer Güter war, so ließ sie doch diesmal eine Leidenschaftlichkeit blicken, wie ich sie nie an der stillen Frau

wahrgenommen. Es war ihr durch das Verlorene ein Mittel entgangen, mir den ganzen Umfang ihrer Liebe zu beweisen, und darum zeigte sie sich so trostlos. Die ihr immer verdächtig gewesene Magd wurde auf der Stelle beschuldigt, doch konnte es sich auch anders damit verhalten. Noch ehe ich mich von meiner Bestürzung über das Unerwartete zu erholen oder mit dem Geständniß herauszurücken vermochte, war sie schon wieder fortgeeilt, um im Hause noch einmal überall Nachsuchung anzustellen, ob es die Magd vielleicht irgendwo versteckt habe. Das beschuldigte Dienstmädchen, unwillig über den Verdacht, folgte ihr und half selbst Alles durchsuchen, um den Argwohn von sich abzuwenden, indem sie in wilder Hast jeden Winkel ausräumte und in den baufälligen Wänden jeden zu entdeckenden Spalt mit der Ofengabel durchstieß. So waren sie lärmend bis in die Bodenstube gekommen, als ich mich anschickte, ihnen nachzugehen und die unglückliche Verwirrung dadurch zu lösen, daß ich Julianen unverhohlen von dem Zusammenhang der Sache in Kenntniß setzte. In diesem Augenblick trifft plötzlich ein furchtbares Gepolter mein Ohr, dem dröhnenden Krachen eines zusammenstürzenden Ge-

simses folgt ein kurzer schneidender Schrei, wie eine Stimme der Todesverzweiflung, das ganze Haus scheint zu wanken und den Einsturz zu drohn, doch wird Alles in demselben Moment wieder still und die entsetzliche Oede, die darauf eintritt, läßt mich allmählig zum Bewußtsein des Gräßlichen kommen, das sich zugetragen haben möchte. Genug, was soll ich den unvertilgbaren Schmerz durch eine neue Schilderung von Neuem schärfen! — Deine Mutter, o Magdalene! fand ich unter einer eingestürzten Wand begraben und entseelt, und neben ihr die Magd, welche das unsichere Gemäuer durch ihr heftiges Verfahren wankend gemacht hatte, halb zerschmettert, obwohl ihr Leben gerettet wurde. Aber das kostbarste Leben blieb verloren rettungslos! O, warum mußte Juliane, die zarteste Seele, dies rauhe Schicksal haben! — Ich würde die Prüfung bestanden haben, die Du mir zugedacht, Juliane! rief ich tausendmal aus, so oft ich die Todte beweinte. Ich würde, der Eitelkeit der Welt zum Trotz, in Deiner grillenhaften Klause mit Dir gewohnt haben, und möchte jetzt, von der Eitelkeit der ganzen Welt mich abwendend, im Grabe bei Dir wohnen!"

„Um meinen Schmerz zu zerstreuen, unter-

nahm ich damals eine Reise, während Du, Magdalene, in eine Pension gegeben wurdest, der Dich bald die Liebe zu dem ebenfalls früh dahingeschiedenen Larosette entzog, welche Dich in dem jugendlichsten Alter auch Deinem deutschen Vaterlande entführte. Als ich von meiner Reise nach Coblenz wieder zurückkehrte, fand ich Dich nicht mehr, und doch hatte ich noch den unglücklichen, von mir aufgefundenen Geldnachlaß Deiner Mutter in Händen, welcher Dir zugehörte und den ich für Dich bewahrte. Indeß verleitete mich der böse Feind meiner Ruhe, das Unglücksgeld zu einem Unternehmen zu verwenden, das immer mein Lieblingsgedanke gewesen war, und durch dessen Ausführung Dir dennoch Dein ererbtes Eigenthum keineswegs verloren gehen konnte. Das alte Haus stand immer noch mit seinen schwarzen Wänden als düstre Erinnerung an das Geschick meiner entschlafenen Freundin da, und um es auf immer aus meinem Anblick zu vertilgen, beschloß ich, es niederreißen zu lassen und jetzt endlich meinen längst gezeichneten Entwurf zu einem neuen Gebäude auszuführen. Ich baute ein neues prächtiges Haus, welches nur das alte Wohnzimmer Julianens gewissermaßen als Bußstätte und Wall-

fahrtsort meines Gewissens, wie Ihr es hier seht, heimlich in sich verbarg, aber ich verlebte keine glückliche Stunde in dem glänzenden Hause, das in der That ein glänzendes Elend für mich war. Schwermüthig schlich ich in den schönen, geräumigen Hallen umher, welche mich die Eitelkeit zu errichten verführt hatte, und sehnte mich nach den finstern Mauern zurück, die früher an dieser Stelle gestanden, und in denen ich an ihrer Seite selig gewesen war. Dir, o Magdalene, schöne Tochter der schönsten Mutter, hatte ich längst dies Haus als Dein rechtmäßiges Eigenthum übergeben wollen, um wenigstens von der Seite meines Gewissens um einen Schmerz freier zu werden, aber Mißverstand, Ungunst des Augenblicks und mancherlei andre trübe Zufälligkeiten, welche Frieden und Eintracht der armen verwirrten Menschen hindern, haben immer dies Geständniß, das ich Dir schuldig bin, zurückgehalten bis auf heut. So empfange es denn heut von mir, und nimm den Besitz dieses Hauses von mir an, welches Dein ist, weil es aus dem Nachlaß Deiner Mutter aufgebaut wurde. Ich und mein Röschen, wir sind von heut an nur Gäste in Deinem Hause, aber wir wünschen, daß der heimische Be-

sitz Dich auch an die deutsche Heimat nun fesseln möchte!"

Er schwieg und stand in der tiefsten Bewegung seines Innern von seinem Sitze auf, während seine beiden Zuhörerinnen noch keine Worte finden konnten, um ihr Erstaunen über den unerwarteten Aufschluß auszudrücken, oder die Sache selbst als eine wirkliche zu besprechen.

Eine lange, bängliche Stille trat ein, während welcher der Major im Gemach auf und nieder schritt, und endlich vor dem alten Klavier stehen blieb, auf dem er die Tasten, deren voller Klang längst verhallt war, mit leiser, zitternder Hand berührte, um ihren Ton noch einmal zu versuchen. „Ach!" rief er, könnten die unvergeßlichen Klänge, welche Juliane diesem Instrument zu entlocken wußte, sich wieder beleben, oder könnten jene Stunden sich wieder beleben, in denen ich hier neben ihr saß und auf ihr Spiel lauschte, das sie mit ihrer süßen, frommen Gesangstimme begleitete! Aber Alles ist verklungen wie ihr Gesang, und der bange Nachhall aus vergangener Zeit spricht nur als Stimme des Schmerzes. O könnte ich doch ihr Lieblingslied noch einmal hören, das alte geistliche Lied:

Und wenn mir die Gedanken
Vergehen wie ein Licht,
Das hin und her thut wanken,
Bis ihm die Flamm' gebricht ꝛc.

Er versuchte es, die alte Weise des Liedes auf den Tasten des Klaviers wieder anzuschlagen, und es gelang ihm, die ihm immer in der Erinnerung gebliebenen Töne auf dem Instrument deutlich und ausdrucksvoll zusammenzufügen. In diesem Augenblick aber, während die andächtige Kirchenmelodie auf dem halbverstimmten Klavier seltsam ergreifend durch das Zimmer tönte und Madelon und Röschen im Innersten davor zusammenschauerten, erhob sich plötzlich draußen, erst leise beginnend und allmählig immer vernehmlicher sich aufschwingend, eine wunderbare Stimme, die zitternd und abgebrochen, wie mit geisterhaften Tönen, die Worte des Liedes zu der Melodie anhub:

„Und wenn mir die Gedanken
Vergehen wie ein Licht,
Das hin und her thut wanken,
Bis ihm die Flamm' gebricht,
Alsdenn fein sanft und stille
Laß mich, Herr! schlafen ein,
Nach Deinem Rath und Wille,
Wenn kommt mein Stündelein!

Den Major hatte ein starres Entsetzen ergriffen, als die unsichtbare Stimme laut wurde, deren Ursprung noch räthselhaft blieb. Seine Züge verzerrten sich zu einem krampfhaften Lauschen und in allen seinen Geberden zuckte es wie ein wahnsinniger Schmerz, welchen der geisterhaft flüsternde Gesang, der wie aus fernen Erinnerungen der Vergangenheit in die Gegenwart herüberschwebte, gewaltsam in ihm aufzuregen schien. Eben wollte es in derselben langsam abgemessenen Weise pathetisch die zweite Strophe anheben, als der Major sich nicht länger hielt, sondern seiner nicht mehr mächtig, mit einem lauten Entsetzensschrei hinausstürzte, indem ihm Madelon und Röschen erschrocken folgten.

Draußen fanden sie die alte Christine auf dem Gange sitzen, welche sich durch die offen gebliebene Tapetenthür nachgeschlichen und die Erzählung des Majors mit angehört hatte. Als Eichen zum Schluß derselben die ihr wohlbekannte Melodie auf dem Klavier anstimmte, ward die Alte so sehr von Erinnerungen hingerissen, daß sie unwillkührlich das Lieblingslied ihrer Herrin zu singen begann, welches sie noch ganz in der feierlichen Ausdrucks-

weise der seligen Frau von Ramberg vorzutragen verstand.

Sie war also die unsichtbare Sängerin gewesen, aber der Major eilte hastig über den Gang fort, ohne sie zu bemerken. Er eilte, als wenn sich ein Gespenst an seine Fersen geheftet hätte, und auf seinem Zimmer angekommen, warf er sich erschöpft und kraftlos in einen Sessel und verhüllte sein Haupt, das von einer fieberhaften Gluth erhitzt wurde. Anfangs, von seiner Phantasie und der Aufregung des Augenblicks verlockt, meinte er wirklich, die Gesangstimme der abgeschiedenen Freundin aus Geisterferne herüber vernommen zu haben, doch jetzt glaubte er, um sich zu beruhigen, daß er wieder von einer Täuschung seiner verwirrten Sinne überwältigt worden sei, denn in einsamen, träumerischen Stunden, wo er ganz die Vergangenheit in sich zurücklebte, war es ihm oft, als wenn die unvergeßliche Stimme ihn noch umtöne. Es that ihm weh, daß er seine jungen Freundinnen durch den leidenschaftlichen Ausbruch seines Gefühls so erschreckt hatte. Aber wie er sich auch selbst zu beschwichtigen suchte, es gelang ihm nicht, ruhig zu werden. Bald glaubte er wieder das Flüstern der Geisterstimme zu ver-

nehmen, bald überredete er sich selbst, der Gesang könne unmöglich ein Trug der Phantasie gewesen sein, weil er mit solcher Gewalt wirklicher Klänge sein Ohr und Herz getroffen. Schmerz, Verzweiflung und Grausen bestürmten ihn bis zur Ermattung, und in dieser verzehrenden Unruhe ließ es ihn nicht in seinem Zimmer, er sprang auf und rannte wie ein Verfolgter von Gemach zu Gemach, als ob er dem bösen Dämon seiner Gedanken entfliehen wollte.

In diesem Zustande gelangte er in das Zimmer, in welchem Rosalie die von Narciß gefertigte Büste des Vaters verborgen hatte, weil sie ihr hier, wo derselbe nie hinzukommen pflegte, am sichersten vor Entdeckung geschienen. Der Zufall wollte, daß der Major gerade auf die Stelle, wo das Bild in einen durchsichtigen Schleier gegen den Staub verhüllt stand, aufmerksam wurde und es erblickte. Die Abenddämmerung, welche bereits das Zimmer verfinsterte, hinderte ihn, es sogleich zu erkennen, aber indem er es aufhob und verwundert gegen das Fenster hielt, war es ihm fast, als sähe er sein eignes Bild vor sich. „Was ist das?“ rief er entsetzt aus. „Noch eine Geistererscheinung, welche mich verwirren und vernichten

will? Aber ich muß sehen, ob ich wirklich das räthselhafte Gespenst von Stein bin, das ich in meinen Händen halte!"

Er stürzte fort, der nahe gelegenen Küche zu, wo er, seiner Besinnung kaum mehr mächtig, einen lodernden Brand vom Heerde aufraffte, der ihm zur Leuchte dienen sollte. Niemand bemerkte ihn und so eilte er wieder zurück, um das Unbegreifliche beim Fackelschein deutlicher in Betracht zu ziehn. Er beleuchtete die Züge der Büste, er beleuchtete sein eignes Antlitz, das ihn aus dem steinernen Bilde so wunderbar ähnlich, aber um so schreckensvoller anblickte.

„Wer ist das? Wer bin ich?" Er ließ das Werk des Künstlers langsam zur Erde gleiten und trat wankend vor den Spiegel, um sein Gesicht darin zu schauen und es mit dem Bilde zu vergleichen. Aber indem er die Fackel gegen den Spiegel kehrte, um ihn zu erhellen, sank er plötzlich, von der zu tiefen Erschöpfung aller seiner Sinne gebrochen, ohnmächtig zu Boden. Der Feuerbrand entfuhr seinen Händen und stürzte zischend auf das daneben stehende Kanapee, dessen brennbarer Stoff sogleich hoch empor loderte.

Die Flamme griff mit reißender Schnelligkeit

um sich und wühlte sich hastig durch Wand und Decke fort, um ihrer gefräßigen Gier Alles, was sie erreichen konnte, zu opfern. Die knisternde Gluth, welche die Schläfe des Ohnmächtigen umspielte, erweckte ihn endlich aus seiner Betäubung, und er fand noch so viel Zeit, sich aus dem bereits ganz mit Rauch erfüllten Gemach zu retten. Er wankte hinaus, wo ihm das Angstgeschrei und der Hülferuf seiner Hausgenossen schon herzzerschneidend entgegendrang, aber obwohl das Feuer schon den größten Theil des innern Gebäudes in kurzer Zeit ausgehöhlt hatte und in seinem zerstörenden Lauf eben den Giebel des Hauses bestrich, so schien Eichen doch kaum über die Gefahr und das Unglück, zu dem er aus der Ohnmacht so plötzlich erwacht war, bestürzt zu sein.

Er schritt durch einen von der Flamme noch unberührten Gang des Hauses, der ihn zu dem äußersten Ende desselben auf einen nach der Straße hinausgebauten Altan führte, wohin das verzehrende Element noch nicht gedrungen war. Hier stand er und blickte still zu, wie das Feuer an der andern Seite geschäftig tobte und in Gestalt einer goldglänzenden Säule aus dem Dache herausschlug, während das krachende Gebälk zusammen-

sank und unten auf der Gasse das dumpfe Getös der Menge, welche die Rettungswerkzeuge herbeibrachte und alle Anstalten zur Hülfe traf, verwirrt durcheinander schwirrte. Eichen ahnete nur dunkel, wie der Hergang sein möchte, und was zu der auf einmal so veränderten Scene, wie er sie vor sich sah, Anlaß gegeben haben könnte, aber je länger er der allmähligen Zerstörung seines Hauses zublickte, je mehr fühlte er sich von einer milden Ruhe angesprochen, die sein Gemüth mit einer längst entbehrten Erquickung durchzog. Es war ihm, wie wenn er plötzlich von einer Gewissenslast frei würde, die ihn so lange gedrückt hatte, als er die freudlose Pracht, welche jetzt ein Raub der Flamme wurde, bewohnte, und so starrte er gedankenlos lächelnd in das Spiel des Feuers, dessen hellodernder Strom sich ihm immer mehr zu nähern drohte, ohne für seine und des Hauses Rettung besorgt zu sein.

Vielleicht wäre er aus seiner unthätigen Ruhe schnell erwacht, wenn er die Gefahr hätte bemerken können, in welcher sich Madelon und seine Tochter Rosalie in diesem rathlosen Augenblick befanden. Das Zimmer, in dem sie der Ausbruch des Feuers überraschte, war zwar noch nicht von

der Flamme erreicht, aber die Treppe, welche von dort aus hinunterführte, der einzig mögliche Ausweg zur Rettung, brannte bereits, und eine erstickende Dampfwolke, deren Qualm immer unerträglicher wurde, erfüllte das Gemach, so daß die Geängstigten nicht mehr zu bleiben wußten. Verzagend standen sie am Fenster, durch das nur noch Hülfe zu erhoffen war, und streckten rufend die Hände aus, um aus der unten versammelten Menge, die um das brennende Gebäude beschäftigt war, ihren Retter herbeizuwinken. Dieser zögerte lange, doch endlich, als Gefahr und Angst aufs Höchste gestiegen waren, fingen ihre Hoffnungen an, sich wieder zu beleben.

Ein junger Mann ward unten bemerkbar, der sich durch den Volkshaufen hervordrängte und unverwandt zu dem Fenster hinaufblickte, an dem sich die verlassenen Damen befanden. Eine Leiter war alsbald herbeigeschafft und angelegt, und er gab ihnen als Verheißung der herannahenden Hülfe ein Zeichen mit dem Schnupftuch. Röschen erkannte ihn sogleich, und sich selbst vergessend und von Freude und Erwartung hingerissen, rief sie aus: „Es ist mein Narciß!" — „Narciß?" fragte Madelon erstaunt, und vor Ueberraschung vergaß

sie fast die Schrecken ihrer Umgebung, aus denen der Heraufklimmende, welcher das nicht hohe Fenster bald erstieg, sie zu befreien kam.

Narciß hatte die letzte Stufe der Leiter erreicht und stand vor ihnen. Er sollte nicht nur die Geliebte retten, — und dies beneidenswerthe Glück machte ihn trunken — sondern auch Die, deren Liebe er entflohen war, und deren Wangen sich jetzt durch seinen unvermutheten Anblick zu einer helleren Röthe entzündeten, als durch die Gluth der in ihrer Nähe sprühenden Flamme. Madelon stand zunächst neben ihm, und da der Augenblick drängte, konnte er nicht umhin, ihr zuerst die Hand zum Herabsteigen zu bieten, aber sie trat schnell und mit einer abwendenden Geberde zurück, als er den Arm nach ihr ausstreckte, und stellte sich hinter Röschen, so daß diese den Anfang machen und zuerst die Leiter betreten mußte.

Narciß führte das bebende Mädchen glücklich in seinen Armen hinunter, und ein freudestrahlender Blick aus ihren Augen lohnte ihm für seinen treuen Dienst. Aber es war keine Zeit mit Herzensergießungen zu verlieren, denn Narciß hatte das Rettungswerk, zu dem ihn sein Schicksal be-

stimmt, noch nicht vollendet. Er eilte wieder hinauf, wo ihm Madelon verwirrt und bangend entgegenblickte.

„So sehen wir uns wieder, Narciß?“ flüsterte sie ihm zu, als er sich ihr nahte und sie ihm zitternd ihre Hand überließ. — „O romantische Venus, ist das Feuer auch gegen die Göttinnen des Romanticismus so ungalant?“ erwiederte Narciß leise lächelnd, denn wie wenig die obwaltenden Umstände auch den Witz begünstigen mochten, es war ihm, als könne er sich ihr nur mit einem solchen Scherzwort zur Anknüpfung ihres beiderseitigen Verhältnisses wieder nähern. Dies sagend, führte er die schöne Verzagende hinunter.

Unten fand sich auch der alte Marquis herzu, der bereits auf anderem Wege den Gefahren entkommen war. Der neue Schreck, der dem politischen, von dem er sich noch nicht erholt, auf dem Fuße gefolgt war, hatte ihn so überwältigt, daß er sich schwankend an Madelon lehnte, welche ihm hülfreich ihren Arm zur Unterstützung bot.

„Hilf Himmel! Dort steht mein Vater! Wer rettet ihn?“ rief jetzt Rosalie, und deutete entsetzt auf den Altan, zu dem der Zug der Flamme, die an dem einen Theil des Hauses schon ge-

löscht war, sich hinzuwälzen drohte, und wo der Major noch immer bewegungslos und einem Erstarrten ähnlich verweilte.

„Spielen Sie Ihre Heldenrolle weiter!“ sagte Madelon zu dem neben ihr stehenden Narciß, der nicht säumte, das Letzte und nicht Gefahrloseste, das noch zu thun übrig war, zu unternehmen.

Seltsam war die Erkennungsscene, als Eichen, der durch den Zuruf seines herannahenden Retters aus seiner krampfhaften Betäubung erwachte, gewahr wurde, wem er seine Befreiung aus der schrecklichen Lage zu danken habe. Geneigt, Alles für einen Traum zu nehmen, schritt er zweifelhaft herab und konnte den jungen Franzosen, der ihn besorgt geleitete, nicht genug betrachten. —

„Nun seht Ihr, das kommt von der deutschen Romantik heraus!“ stöhnte der Marquis an Madelons Arm mit tragikomischer Ironie. „Ihr meintet ja, auch auf einer Winterreise kann man warm werden, und nun habt Ihr ja bei dieser detestabeln deutschen Feuersbrunst einmal etwas recht glühend Romantisches erlebt, wonach Euch immer verlangte. Wohl bekomm' es Euch,

schöne Madelon, aber was mich betrifft, so werde ich an diesen Schreck zeitlebens zu denken haben, denn meine Brust ist so angegriffen, daß mich jeder Athemzug wie mit Messerstichen verwundet. Nein, bei meinem Heiligen, in diesem Deutschland ist nicht gut leben, und wenn man auch jetzt in Paris verrückt geworden ist, so will ich doch lieber in meinem Paris mit verrückt werden, als hier bei den überspannten Deutschen verbrennen!"

„Seht, lieber Marquis, wie romantisch das ist!" lächelte Madelon, und zeigte auf die Flamme, deren letzter röthlicher Strahl eben am schwarzen Saum der Nacht im wunderbarsten Farbenspiel verglühte. „Da habt Ihr eine sehr kurze und bündige Definition der Romantik vor Euch, und hatte der gute Romantiker Dubois nicht Recht, wenn er Den einen Narren schalt, der eine andere Definition der Romantik haben wollte, als die man im Leben erlebt?" — —

Der andere Tag ließ die Folgen der Zerstörung überblicken, aber kaum wurde je ein unglückliches Ereigniß für die, welche es betroffen, so sehr zu einem glücklichen, als es hier der Fall schien.

Röschen und Narciß hätten den ersonnenen Plan, den Vater für ihre wahrhaft treu gesinnte Liebe zu gewinnen, nicht erfolgreicher durchsetzen können, als es sich nun durch die Gunst oder Ungunst der Umstände von selbst gefügt hatte, denn seinem und seiner Tochter Retter konnte der Major unmöglich mehr gram bleiben.

Madelon, die einige Tage darauf mit dem Marquis nach Paris zurückreiste, schenkte den ihr zugehörigen Antheil an dem wunderbaren Hause ihrem liebenswürdigen Mühmchen, wie sie Rosalien nannte, als Angebinde zu ihrer bevorstehenden Verlobung. Niemand aber war heitrer und glücklicher als der alte Eichen, der von aller Schwermuth, die bisher sein Leben verdüstert hatte, wieder zu genesen schien. Er fing an, sich zunächst wieder mit seinen Lieblingsentwürfen, welche den Plan eines neu zu erbauenden Hauses betrafen, behaglich zu beschäftigen, denn an der Stelle des fast gänzlich niedergebrannten sollte ein neues aufgeführt werden, und der Vermählungstag Narcissens und Röschens alsdann in dem neuen Hause der erste Festtag und die Einweihungsfeier desselben sein. Madelon sollte im Voraus das Versprechen geben, der Einladung, welche deshalb

im nächsten Jahre an sie ergehn würde, zu folgen und auf den Hochzeitstag wieder in Coblenz einzutreffen; aber sie wußte sich allen Einreden und Bitten standhaft zu entziehn, indem sie äußerte, daß sie sich nie auf ein Jahr vorher durch Versprechungen binde, denn wenn sie unterdeß, wie ihr Wunsch sei, sterbe, könne sie dadurch leicht in die Verlegenheit versetzt werden, die Hochzeit durch eine Geistererscheinung beunruhigen zu müssen, um nur ihr Wort zu halten. —

Narciß dünkte sich in dem Besitz der sanften, engelreinen Geliebten, und in der stillbefriedigten Ausübung seiner Kunst fortan auf immer ein sicheres Vaterland und eine unwandelbare Gemüthsruhe erlangt zu haben, die ihn für die Trennung von seiner Heimat, welche er nicht wiederzusehn gedachte, zu entschädigen im Stande sei, und wir wünschen ihm, daß die selbstzufriedene Behaglichkeit, mit der er jetzt seinem Schicksal folgt, ein untrüglicher Bürge seines zukünftigen Glücks für ihn sein möge. —

— „So schließt denn alles Wunderbare und Unglaubliche, das wir erlebt haben, wie bei einem gutmüthigen Romanschreiber, noch zu guter Letzt mit einer soliden Heirath!“ sagte Madelon zu

ihrem schweigsamen Reisebegleiter, dem alten Marquis Cidevant, indem ein wehmüthiger Spott ihre Lippen umschwebte, während der Wagen auf der Straße nach Paris forteilte. — „Was meint Ihr dazu, guter Marquis, wenn ich mir noch den Dey von Algier heirathete? Nun, nun, macht nur kein so ironisches Gesicht, es soll ein ganz hübscher Mann sein, der Dey, der jetzt anfängt, sich in Europa zu cultiviren. Er besucht fleißig das Theater in Neapel, und soll neulich bei der Aufführung der „Italienerin in Algier" Thränen der Rührung geweint haben. Schon darum ist er mir als ein gefühlvoller Mensch sehr viel werth, und er soll auch wirklich nicht selten Zeichen von Geist von sich geben, wenigstens in den Stunden, wo er nicht raucht, und nur das soll ein Unglück an ihm sein, daß er den ganzen Tag über raucht. Wenn er mein Mann würde, möchte ich ihn dazu bereden, in seiner ländlichen Einsamkeit ein „Journal für Liebende" herauszugeben. Was meint Ihr dazu, Marquis Cidevant?" — —

Die großen Weltereignisse der letzten Zeit hatten in Paris eine frische und lebensvolle Stimmung verbreitet, von der sich die dorthin zurückgekehrte Madelon sehr wohlthätig angesprochen

fand, besonders im Contrast mit den innerlich beklommenen und krankhaft verwirrt gewesenen Gefühlsverhältnissen, welche sie auf ihrem Ausfluge nach Deutschland bei ihren dortigen Landsleuten erlebt und erfahren hatte. —

In dem Garten hinter ihrem Hause steht, unter Blüthengesträuchen verborgen, ihre einsame Statue, welche ein Kunstwerk der Liebe war, aber mit einem kalten Herzen, das nie mehr zu glühen geneigt ist, wandelt sie jetzt in ihren Abendspaziergängen an ihrem Bilde vorüber, und schwört es sich selbst zu, daß sie sich auf immer der Liebe verschlossen habe. So scheint sie sich durch eine von ihrer seltsamen Mutter her ererbte Laune des Charakters ihr schönes Leben in den zum Genuß noch berechtigtsten Jahren zu trüben, so scheint auch diese mit den herrlichsten Eigenschaften für das Leben ausgestattete Natur nur ein Glanzbild der Wehmuth zu sein. An einem treuen Herzen, das für sie schlüge, würde es ihr nicht fehlen, denn sie ist für Dubois der einzige Gegenstand seiner Sehnsucht. Sie zeigt sich dem jungen geistreichen Romantiker auch gar nicht abhold, aber seinen dringenden Bewerbungen um ihre Hand weicht sie noch immer eigensinnig und zurückweisend aus,

und sie würde ihm das, was er als das höchste Glück in Anspruch nimmt, gern gewähren, wenn sie nicht vielmehr sich selbst jedes Glück und jede heitre Zukunft standhaft zu verweigern entschlossen wäre. —

In dem Herzen einer jungen schönen Frau, wenn tödtende Trauer auch schon einmal die Gluth seiner Pulsschläge winterlich anhauchte und erkalten ließ, kehrt jedoch der verrauscht geschienene Jugendmuth schneller und wunderbarer, als auf den Fluren ein neuer Frühling, wieder zurück. Wie die plötzliche Blüthe der Aloe, so überrascht Dich die Leidtragende unversehens einmal wieder durch ihre verjüngte Laune, und in dem noch von der letzten Thräne umschatteten Auge taucht zur guten Stunde ein unerwarteter Sonnenblick hervor, der sich wieder in die Heiterkeit des Daseins hineinzulächeln versucht. Im Lebensüberdruß und hinwelkend in der Ermattung, an der ihre herrliche Seele krankt, legt sie sich noch am Abend nieder zur Ruhe, um ihr Mißbehagen an sich selbst sanft zu verträumen; aber, o Wunder! der andere Morgen, der sie durch den hellen Strahl eines

ungewöhnlich schönen Tages weckt, findet sie zu einer ganz verwandelten Stimmung erwacht und entdeckt, daß der muntre Sinn in ihr sich plötzlich seiner Schmetterlingsflügel wieder bedient habe, um aus der dunkeln Vergangenheit, die ihn gebunden hielt, sich sorgenfrei und Alles vergessend herauszuschwingen.

Wer von dem glücklichen Einfluß, den es haben kann, einmal so zur guten Stunde aufgestanden zu sein, nie etwas erfahren, wird die aufgeheiterte Miene unserer schönen Freundin Madelon nicht begreifen, mit der sie heut beim Erwachen dem kommenden Tage entgegenblickte. Nachdem durch die Erstlinge der Frühtoilette die Grazien einigermaßen ihr Opfer erhalten, trat sie in froher Muße an's Fenster und sah einige Zeit lang dem krystallklaren Wintermorgen zu, der draußen in sonniger Frische am Horizont leuchtete, ohne irgend durch empfindliche Kälte an die rauhe Jahreszeit zu mahnen. Unten auf der Straße bewegte sich bereits ein geschäftiges Leben vorüber, das sich in diesen Tagen um so eilfertiger und geräuschvoller zeigte, da die bunte Carnevalszeit mit ihren mannichfachen Vorkehrungen zur möglichst phantastischen Feier derselben herangekommen war.

In dieser Absicht trug man Masken, Redouten-anzüge und die verschiedenartigsten und bizarrsten Costüme, die nur der muthwilligen Laune des Parisers zu einem solchen Zweck dienen konnten, vorüber, um sie für die bevorstehende Gelegenheit bereit zu halten, und Madelon beobachtete von ihrem Fenster aus lächelnd diese Zurüstungen, mit denen sie sonst selber wohl ihren bewundernswürdigen Uebermuth hatte spielen und scherzen lassen. Sie fuhr sich mit der feinen Hand sinnend über die Stirn, als wolle sie von dieser weißen Tafel ihres Denkens nun alle dunkle Schrift hinwegwischen, mit welcher noch vor Kurzem die Sorge und Betrübniß darauf hingezeichnet stand, und es fiel ihr die komische Erinnerung ein, wie sie als kleines Mädchen immer ihres schlechten Gedächtnisses wegen von ihrem Lehrmeister ausgescholten worden, wenn sie die unregelmäßigen Zeitwörter nicht hatte behalten können. „So will ich mich denn" — sagte sie lachend zu sich selbst — „auch noch in meinen alten schönen Tagen meines schlechten Gedächtnisses einmal wieder bedienen, um mein Leiden, dies unregelmäßige Zeitwort, das durch den langen Gebrauch fast zu einer regelmäßigen Conjugation meines Herzens geworden, ein

wenig zu vergessen!" — Sie stellte sich vor den Spiegel, der die blühende Gestalt, die ihm entgegentrat, glänzend zurückstrahlte, aber auch die sehr erblaßten Rosenfarben der Wangen zeigte er der sich selbst Beschauenden treu und unerbittlich in ihrem zarten, stillen Bleich. „Mein Gott!" rief Madelon spottend aus — „ich möchte roth vor Scham darüber werden, daß ich so blaß aussehe! Hat man so etwas wohl schon an sich erlebt? Ich könnte ja, da wir jetzt Fasching haben, ohne Maske auf die Redoute gehn, so sehr zeigt sich Fastnacht auf meinen vom Harm abgefasteten Wangen, und würde mich nicht Jedermann mit meiner bleichen Larve für eine Charaktermaske der leidtragenden Wittwe von Ephesus halten? Ich muß meinen guten Marquis doch wirklich überreden, in unserm prächtigen Salon, der nun schon seit so langer Zeit keine lustige Gesellschaft gesehn, dieser Tage wieder einmal einen Redoutenball zu veranstalten, damit wir uns auf demselben sehen lassen können, denn auch er wird nicht um eine Maske verlegen sein!" —

In Madelons Toilettenzimmer pflegte sie und der Marquis das Frühstück gemeinschaftlich einzunehmen. Der alte Herr, der sich heut wie ge-

wöhnlich, in seiner wohlgepuderten Perûque recht morgendlich frisch strahlend, seiner angebeteten Pflegetochter vorstellte, erstaunte nicht wenig, als sie ihm jetzt zur Unterhaltung beim Morgenimbiß von ihrem Selbstgespräch erzählte, das sie eben vor dem Spiegel mit sich geführt hatte und wodurch sie auf den unerwarteten Gedanken gekommen war, ihn um einen Maskenball zur diesmaligen Carnevalsfeier zu bitten.

„So lustig ist Madame wieder geworden?“ fragte er langsam, und bespiegelte sich verlegen in der Chokoladentasse, welche sie ihm eben gefüllt darreichte.

„Ja, ja, Trautester!“ fuhr sie, ihn schalkhaft anlächelnd, fort — „wenn Fasching ist, muß man zuerst mit sich selbst eine Verwandelung vorzunehmen anfangen, um die alten Sorgen in einem neuen Domino auf den Maskenball des Lebens zum Tanze zu führen. Was meint Ihr, Marquis, zur Figur eines Sorgenbrechers? Könntet Ihr Euch wohl entschließen, auf unserer bevorstehenden Redoute Euch selbst als Sorgenbrecher einzuführen? Das müßte himmlisch sein, und ich würde Euch gern zu der nöthigen allegorischen Ausschmückung dafür verhelfen! In der

letzten Zeit, wo ich so herzlich malcontent war, habt Ihr Euch immer so viel Mühe gegeben, mir durch die triftigsten Beweisgründe meine Sorgen auszureden, daß ich Euch jetzt gar zu gern einmal als neu erfundene und gewissermaßen mythologische Person eines Sorgenbrechers maskirt sehen möchte. Ihr müßt dann ganz als Lethe erscheinen, mit einer symbolischen Wasserflasche unter dem Arm, welche den Fluß der Vergessenheit andeutet, den Ihr als Trost, mag er auch etwas wässerig sein, in die Leiden der Menschheit zu tröpfeln versteht, und in die Hand gebe ich Euch zur weitern Costümirung einen Mauerbrecher oder Zahnbrecher, ein ebenfalls nothwendiges und symbolisches Instrument für einen Sorgenbrecher, um dadurch anzuzeigen, wie jeder von Außen kommende Trost einem tiefen Seelenleid gegenüber eigentlich nur so ein gewaltsames Marterwerkzeug ist. Sagt im Ernst, Väterchen, wie würde Euch eine solche Maske für unsere Redoute anstehn?"

„Kann das nicht so vorläufig beurtheilen, mein Schatz!" entgegnete der Marquis achselzuckend, indem er die Persiflage der muthwilligen Dame wohl verstand, welche sich auf die vielen und gutgemeinten Trostsprüche beziehen sollte, durch die er

bisherimmer die Trauernde, statt zu erheitern, vielmehr gequält hatte. „Einen bal masqué soll ich also geben? Schöne Madame, bedenken Sie, daß ich jetzt zu eingezogen in Paris lebe und zu wenig Bekanntschaften mehr habe, um die Gesellschaft so, wie ich es wünschen müßte, zu Stande zu bringen, d. h. eine Gesellschaft von meiner Farbe und meiner Partei, mit der auch meine politischen Gesinnungen übereinstimmen.“

„Auf was für Gedanken kommt Ihr, Marquis Cidevant, die gar nicht zur Sache gehören!“ versetzte Madelon lebhaft, und machte ein schmollendes Gesicht, durch das er immer am leichtesten für ihre Absichten zu gewinnen war. „Gerade zu einem bal masqué ladet man alle Welt ein ohne Unterschied von Farbe und Partei, damit alle Farben und Parteien hier einmal ihre Tollheit auf's Freundschaftlichste an einander austoben können! Liberale und Jesuiten tanzen hier nach einer Pfeife mit Royalisten und Jacobinern, denn sie sind jetzt Alle auf der Redoute gewissermaßen maskenfrei gegen einander, d. h. sie haben nun die lästige Maske abgelegt, durch welche sie sich in den Parlamenten wechselseitig zu fürchten machen, und sich dafür in die Ballmaske geworfen, in der sie mir

dann wahrhaftig erst als wirkliche Menschen erscheinen, oder, wie meine deutschen Landsleute sagen würden, ein allgemeinmenschliches Interesse für mich haben. Ja, ist es denn nicht zum Todtlachen, alter Marquis, daß es eigentlich mehr Masken als Menschen in der Welt gibt, und daß die Redouten nur entstanden sind aus der schauerlich lustigen Wahlverwandtschaft zwischen Mensch und Maske? Auf einer Redoute, mein theurer Freund, reichen sich dann auch Classiker und Romantiker die Hand zum eintrachtsvollen Cotillon, aber ich glaube, daß die Romantik, die ja immer etwas Royalistisches an sich hatte, auch bei dieser Gelegenheit als die Königin des Festes gefeiert werden dürfte; denn was ist ein bal masqué in seiner phantastischen Erscheinung anders, als eine schöne Wildfangslaune der romantischen Poesie? Darum müssen wir denn auch unsern romantischen Freund Dubois vor Allen dazu einladen, und es ist auch überhaupt nur eine leere Ausflucht Eurer Hypochondrie, Marquis, daß es uns an Gästen fehlen sollte zu unserer bevorstehenden Redoute, von der ich mich nun einmal nicht wieder abbringen lasse. Werden wir nicht täglich vom Osten und Westen der ganzen Stadt zu den glän-

zendsten Soirée's eingeladen, und weil wir bisher aus Einsamkeitsgrille fast nur abschlägliche Antworten ausgetheilt, ist es nicht jetzt einmal unsere Schuldigkeit, unsere vernachlässigten Bekanntschaften durch einen Maskenball zu begütigen, welcher der prächtigste werden soll, den Paris seit lange in seinen Salons gesehn, und für den Ihr auch Euer Gold nicht sparen müßt, das sich auch einmal aus der Einsamkeit der Schatulle in die Welt hinaus sehnt? So sind wir besonders der angesehenen Familie des jungen Romantikers Dubois, die mir seither so viele Aufmerksamkeit erwiesen, jetzt endlich eine Gegeneinladung schuldig, mein lieber Vater Marquis!"

Der Marquis seufzte tief, als er den Namen des bekannten Romantikers hörte, und stützte sein Haupt schwermüthig in die Hand, ohne zu antworten. Madelon aber näherte sich ihm liebkosend und sagte im zärtlichsten Tone: „Seid Ihr wirklich schon wieder eifersüchtig, Väterchen? Glaubt doch nur ja nicht, daß ich den jungen Poeten jemals heirathen könnte! Euch sind meine Tage gewidmet, Euch lebe und sterbe ich, und habe ich Euch denn nicht schon hundertmal versichert, daß

ich auch überhaupt noch zu jung bin, um mich schon zum zweiten Mal zu verheirathen?"

Sie lachte selbst laut auf, als sie dies gesagt, und machte darauf, sich umdrehend, ihrem eignen Bilde, das ihr zunächst an der Wand hing, einen spöttischen Knix. Dann eilte sie singend und trillernd hinaus, wo ihr im Vorzimmer der Bediente begegnete, welcher Herrn Dubois anmeldete.

„Der Wolf aus der Fabel ist da, Marquis!" sagte Madelon, zu ihm zurückkehrend. „So eben sprachen wir von dem Wolf, der mich Euch rauben will, und nun läßt er uns schon freundschaftlich seinen Morgenbesuch anmelden. Gewiß hat er sich bereits sein Hochzeitsgedicht gemacht, sowie andere Poeten sich ihre Grabschrift selbst zu dichten pflegen, und das will er mir nun vorlesen, der Unglückliche, Ungeliebte!"

Dubois trat jetzt ein und wurde von der Dame, der seine unablässigen Aufwartungen zu gelten pflegten, mit der ausgezeichnetsten Freundlichkeit willkommen geheißen. Obwohl sie noch den Augenblick zuvor gegen den Marquis so kalt und abweisend über den Dichter gesprochen, blieb die Unbeständige doch in seiner Gegenwart ihren Worten keineswegs getreu, sondern es schien ihr auf

Einmal wieder ein Vergnügen zu sein, den neuen Sonnenstrahl ihrer beweglich schönen Augen verführerisch leuchten zu lassen, und sowohl ihren väterlichen und altclassischen Liebhaber ein wenig durch Eifersucht zu beunruhigen, als auch den jugendlichen und romantischen durch die Himmelsaussicht einer unerhofften Gunst zu verwirren.

Der arme Marquis wollte sich nach einer stummen Verbeugung gegen Dubois aus dem Zimmer entfernen, aber Madelon eilte ihm schnell nach, und führte ihn, seine Hand mit den ihrigen beiden streichelnd, wieder in's Zimmer zurück, indem sie sagte: „Meine Herren, heut ist ein guter Tag, wie mich dünkt, und wie wäre es, wenn Sie sich heut einmal recht miteinander versöhnten, denn ich will von nun an keinen Groll mehr vor meinen Augen dulden!"

Dubois näherte sich auch sogleich mit Zeichen des freundschaftlichsten Entgegenkommens dem alten Herrn, dem es für sein Theil schwerer werden mußte, den Aerger, den er immer an dem jungen Romantiker gehabt, zu überwinden und ihm, dem unwiderstehlichen Befehl Madelons gemäß, eine günstigere Miene zu zeigen.

„Ein Band soll Euch fortan umschlingen,

Freunde!" fuhr Madelon mit komischem Pathos fort. Sie begab sich zu einem Schrank, wo sie unaufgewickeltes Garn herausnahm und alsdann mit muthwilligem Andringen die beiden Herren ersuchte, ihr dasselbe zu halten, während sie es abwickele. Wer hätte sich geweigert, ihr in diesem beglückenden Dienst zu willfahren, den die Herrin selbst mit den anmuthigsten Geberden im Auf- und Niederbewegen der schönsten Arme und Hände leitete, während Dubois und der Marquis in ihrem sie so nahe miteinander vereinigenden Geschäft freilich die lächerlichen Figuren der Scene zu spielen hatten.

„Seht Ihr, Marquis, Ihr werdet auf Eure alten Tage noch ein Herkules!" sagte sie, hurtig in der Arbeit fortfahrend. „Herkules mußte ja auch Garn wickeln und spinnen, und Alles aus Liebe! — Nun aber die moralische Nutzanwendung oder die Allegorie unsers Thun und Treibens! Diese ist keine andere, als daß ich Euch zeigen wollte, wie ein Band, ein Faden der Verbindung uns Drei und besonders Euch Beide umschlingen muß, und so wie Ihr mir jetzt in herrlicher Eintracht den Garnfaden haltet, so sollt Ihr von nun an nimmer wieder den Faden der Seelenfreundschaft aus den

Händen verlieren. Ja, ja, meine theuern Garnhalter, Ihr seid mir jetzt Beide in's Garn gelaufen, und habt Euch so hübsch von mir umgarnen lassen, daß es fade von mir wäre, wenn ich diesen Faden unserer Verbindung jemals zerreißen könnte!"

Sie setzte darauf, bei diesen letzten Worten dem Dichter einen bedeutungsvoll glühenden Blick zuwerfend, das lustige Arbeitsspiel nur um so emsiger fort, und ließ eine Pause der Unterhaltung eintreten, während die Andern gleichfalls schweigend, aber mit wahrer Andacht ihren Liebedienst verrichteten. Dann aber wandelte die Aufgeregte auf Einmal wieder ein unauslöschliches Gelächter an und sie rief überlaut aus: „Mein Gott, mir fällt ein schrecklicher Gedanke ein! Stehen wir jetzt nicht gerade so beisammen, wie die drei Parzen, welche den Schicksalsfaden in ihren Händen drehn? Ach, und nun weiß ich auch, in welchem Kostüm wir auf unserer Redoute erscheinen müssen! Unser Garnabwickeln hat mich so eben darauf gebracht! Laßt Euch das schnell von mir erzählen, Ihr Freunde!"

Sie nahm ihnen darauf das Garn von den Händen ab und warf es nebst dem Wickel hastig

in eine Ecke des Sopha's. „Fort mit dem langweiligen Garnwickeln!" sagte sie, und begann jetzt ein feierliches Wesen zu beobachten, indem sie den Marquis und Dubois neben ihr niederzusitzen nöthigte. „Ich hoffe, Sie billigen es, meine Herren!" fing sie darauf mit erhobener Stimme an, „daß wir zusammen uns die großartige Charaktermaske der drei Parzen, der den Lebensfaden webenden Schicksalsgöttinnen, wählen für den Ball! Etwas gespensterhaft wird es sich ausnehmen, aber doch reizend sein, und wenn es uns am Ende langweilt, so haben wir ja als Parzen selbst das Recht, unsern Schicksalsfaden mit der Scheere abzuschneiden und uns in einem Nebenzimmer wieder als Menschen zu demaskiren! Außerdem sind wir ja auch die Redoutenmeister unseres Festes, die Alles in's Werk setzen, und schon deshalb, meine ich, müssen wir als Parzen auf demselben figuriren, denn die Parzen sind ja auch nichts Anderes als die Redoutenmeister des taumelnden Lebens. Was sagt Ihr dazu, mein erfindungsreicher Freund Dubois? Strengt einmal Eure Phantasie an, auf die gehörige Ausschmückung dieser unserer Schicksalsmasken zu denken!" —

Dubois wurde jetzt erst im Zusammenhange

von dem unerwarteten Plan unterrichtet und der Marquis mußte es dulden, ihn als einen schon ausgemachten besprechen zu hören. Es läßt sich denken, daß der romantische Dichter diese Gelegenheit nicht verabsäumt haben wird, in die Vorstellungen seiner Freundin einzugehn und sie durch den Reichthum seiner eigenen Einbildungskraft weiter ausbilden zu helfen. —

Der Tag des verabredeten Festes war herangekommen und sowohl die glänzenden Zubereitungen, welche getroffen worden, als die ausgesuchteste Gesellschaft, die ihr Erscheinen auf demselben verheißen, ließen etwas Außerordentliches davon erwarten. Um die Dämmerstunde saß Madelon allein in ihrem Zimmer, und durch den herandunkelnden Abend in der Lectüre eines Buches unterbrochen, lehnte sie das Haupt sinnend gegen das Polster des Sopha's, um die Bilder, mit welchen das Buch sie erfüllt zu haben schien, träumerisch in sich verklingen zu lassen, denn es war noch zu früh, um schon an das Ankleiden zum Ball zu denken. Da trat ein Diener herein und überbrachte ihr ein

Billet, das so eben von einem Unbekannten an den Thürsteher unten abgegeben worden sei.

Madelon eilte damit gegen das Fenster, um noch das Dämmerlicht zur Lesung desselben zu benutzen. Sie fühlte sich von dem Inhalt nicht weniger als von der Unterschrift des Briefes überrascht, denn er kam von der alten Mutter des uns wohlbekannten Narciß, welche in Paris einsam und verlassen zurückgeblieben war, und seit der plötzlichen Auswanderung ihres Sohnes nach Deutschland nur ein einziges Mal ein Schreiben von ihm erhalten hatte, worin er ihr seine bevorstehende Verbindung mit einem deutschen Mädchen und seinen Entschluß, nie wieder nach Paris zurückkehren zu wollen, gemeldet. Jetzt war sie sehr krank geworden und fühlte sich ihrem Ende nicht mehr fern, als sie von Neuem die Sehnsucht überschlich, von dem Schicksal ihres nur stets zu zärtlich von ihr gepflegten Lieblings, nach dem sie in der Hülflosigkeit ihres Alters schmachtete, einige nähere Kunde zu vernehmen. Die arme Frau hatte kein anderes Auskunftsmittel in ihrer Lage gewußt, als an Madelon zu schreiben, von deren vermeintlicher Verwandtschaft mit dem deutschen Major und ihrem kürzlichen Aufenthalt in Coblenz

selbst sie Etwas erfahren haben mußte. Obwohl sie früher nie mit Madelon in Verbindung gestanden, so wagte sie doch jetzt, mit Berufung auf die Menschenliebe der schönen Frau, die ihr schwer abzuschlagende Bitte, die trostlose Kranke durch einen Besuch aufzurichten und ihr Das zu erzählen, was ihr durch Briefwechsel aus Coblenz von den jetzigen Lebensverhältnissen ihres Narciß vielleicht bekannt geworden sein dürfte, und was der flatterhafte Sohn nach seiner Weise selbst gegen die Mutter nur einer flüchtig abgemachten Erwähnung für werth gehalten hatte. —

„O Gott! Kommt diese melancholische Vergangenheit doch immer wieder herauf in die Erinnerung!" sagte Madelon zu sich selbst mit banger, ahnungsvoller Stimme. „Heut ist ja Redoute bei mir, und ich fühle mich plötzlich so beklommen, als könnte ich fürchten, diese schwarzen Bilder der Ferne, die ich nun längst verträumt zu haben glaubte, heut Abend wirklich als Maskengäste bei mir erscheinen zu sehn! Doch es sei, ich will die gute Frau wenigstens noch auf einen Augenblick besuchen!"

Sie befahl, den Wagen anspannen zu lassen. Das Haus, in dem Narcissens Mutter wohnte,

war etwas entlegen, und Madelon langte gerade bei der Kranken an, als das kleine, von Essenzen stark duftende Zimmer sich mit Licht zu erhellen anfing. Die Wärterin führte sie an das Bett der Frau Louison, welche sich mit Anstrengung gegen die Angekommene aufzurichten bemühte. Ein brechendes, mitleidflehendes Auge begegnete den Blikken Madelons, und aus dem vom Alter schwer bezeichneten Antlitz sprachen Schmerz und Krankheit, obwohl in den ehrwürdigen Zügen die durchscheinende Spur einer ehemaligen großen Schönheit nicht vertilgt war. Die äußere Umgebung ihres Hauswesens zeugte von dem Wohlstande, den Madelon wohl sonst an Narcissens Familie hatte rühmen hören, und der Hintergrund des Zimmers gewährte die Aussicht in eine geräumige Halle, deren Eingang nur mit einer halb zugezogenen Gardine verdeckt war. Diese schien die ehemalige Bildhauerwerkstatt des Sohnes gewesen zu sein, die noch so, wie er sie verlassen, mit dem alten Kunstgeräth, mit angehauenen Marmorblöcken und unvollendet gebliebenen Statuen, auf die Rückkehr ihres früheren Bewohners harrte, und die liebende Mutter hatte seitdem ihren täglichen Aufenthalt in dieser Nähe genommen, um sich so stets mit

dem Andenken des schmerzlich Vermißten beschäftigen zu können.

Madelon war freundlich und theilnehmend zu ihr getreten und hielt die kalte zitternde Hand in der ihrigen warmen. Sie wußte ihr freilich nur wenig zu erzählen von Dem, was ihr so sehr am Herzen lag, aber schon ein liebreiches Zwiegespräch, das die Kranke lange entbehrt haben mochte, schien ihr wohlzuthun und ihr wieder eine tröstliche Stunde zu bereiten. Nach dem Brief, den Madelon bereits vor mehreren Wochen aus Coblenz von dem Major Eichen erhalten, war die Hochzeitsfeier des jungen Paares auch schon auf einen bestimmten Tag festgesetzt, welches eine ganz nahe liegende Frist war, die, wenn sich Madelon recht erinnerte, in dieser Woche entweder abgelaufen sein mußte oder eben noch bevorstände. „Narciß und Röschen,“ hatte der Major geschrieben, „schienen miteinander zufrieden und glücklich zu sein, und er hoffe, daß es dem Letztern immer mehr gelingen werde, in seinem neuen deutschen Vaterlande sich der pariser Sitten zu entwöhnen.“ Diese Stelle seines Briefes enthielt einen etwas dunkeln und unverständlichen Ausdruck, und Madelon, die über das ganze Verhältniß nicht gern

Betrachtungen anstellte, hatte am wenigsten in sich Beruf gefühlt, dem weiter nachzudenken.

„Ach, der undankbare Sohn!“ seufzte die kranke Frau und faltete die Hände. „Seiner armen Mutter, die nur ihn hat und denkt, vergißt er in seinem Glück und zeigt ihr nicht einmal den Tag seiner Freude an! Ja er hat wohl nie von mir gesprochen, als lebe ihm noch daheim eine Mutter, denn wie wäre es sonst möglich, daß so ganz und gar Niemand meiner gedacht hätte! Ach, das ist die Eitelkeit der alten und kranken Leute, daß sie nicht vergessen sein mögen von den Jungen und Glücklichen, sondern daß sie in ihren Lieben selbst wieder jung und glücklich zu werden denken! So, als ich mit meinem verstorbenen Mann den schönen Tag feierte, wie hätte unsere gute Mutter da fehlen dürfen! Sie war bei uns wie der Segen des Herrn, und gab dem Bund ihrer Kinder die fromme Weihe! O längst entschwundene Zeit meiner frohen Tage! An ihr zehrt doch noch immer mein Herz, obwohl es der Sterbestunde entgegenschlägt!“

Sie weinte still in sich hinein, und Madelon, die nie Thränen sehen konnte, ohne ihr helles Auge selbst dann getrübt zu fühlen, verhüllte ihr Gesicht

mit dem Schnupftuch, um die aufgeregte Empfindung heimlich vorübergehen zu lassen. Da wurde die eingetretene Stille, während welcher jede der Frauen ihren innersten Gefühlen nachhing, plötzlich durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen, das sich, da man es in der Ueberraschung unbeantwortet ließ, obwohl nur schüchtern, wiederholte.

Endlich öffnete sich die Thür und eine männliche Gestalt von mittlerer Größe trat langsam ein. Der schwache Dämmerschein des Nachtlichtes verhinderte anfangs, sie deutlicher zu betrachten, aber als sie, stumm und mit schwankendem Tritt, sich der Mitte des Zimmers näherte, konnte Madelon, die den Eingetretenen zu erkennen glaubte, ihre Ueberraschung nicht zurückhalten, die sich durch einen unwillkührlichen Ausruf verrieth. Sie trat, wie von einer Schreckenserscheinung getrieben, plötzlich hinter die Vorhänge, welche sich am Eingang zur Halle befanden, um noch einen Augenblick dort verborgen zu bleiben.

Der Angekommene aber, der sie nicht bemerkt zu haben schien, ging unverweilt auf das Bett der Kranken zu, ergriff die Hand der erstaunten Frau, welche ihn sprachlos gewähren ließ, bedeckte

sie mit einem langen Kuß, und warf sich dann, wie erschöpft, auf den Stuhl nieder, der vor dem Bette stand, indem er sein Gesicht mit einem weinenden Seufzer in den Händen verbarg.

Niemand wagte das erste Wort zu sprechen. Jeder schien sich auf den Andern zu besinnen. Da erhob er sich wieder, wandte sich zu der Kranken, sie länger ansehend und ihr sein Antlitz zeigend, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Guten Abend, Mutter! Kennst Du mich nicht mehr?"

„Narciß!?" antwortete sie halb bestürzt, halb freudig. „Mein Narciß! Mein Sohn! Bist Du es, und woher kommst Du, zu solcher Stunde und so überraschend?" — Sie streckte die Arme nach ihm aus, und fuhr fort zu fragen, wie es ihm ergangen; sie schien ihre letzten Lebenskräfte aufzubieten, um den Wiedergefundenen mit aller Zärtlichkeit der Mutter willkommen zu heißen; sie forschte, was seine so unerwartete Rückkehr veranlaßt, ob er allein oder mit der Geliebten und deren Vater wiedergekommen, ob er glücklich oder unglücklich sei. Sie setzte hinzu, daß er noch zur rechten Zeit eingetroffen, um ihr die Augen zum letzten Schlummer zuzudrücken; aber Vorwürfe hatte sie nicht für ihn, da sie ihn nun wiedersah.

„Ich komme allein!“ antwortete Narciß. „In solchem Aufzug, in dem ich wiederkomme, pflegt man nicht zu reisen, wenn man eine Geliebte und deren Vater zu Gefährten hat!“ fügte er in einem Tone hinzu, der sich auf eine schmerzliche Weise zur Lustigkeit zu zwingen schien, indem er dabei auf seine abgerissene Kleidung deutete, die in dem auffallendsten Contrast mit seiner sonstigen Gewohnheit stand.

„Mutter!“ fuhr er fort, „frage mich nicht, wo und wie und warum! Vielleicht kommt bald eine gute Stunde, wo ich Dir den ganzen Hergang ausführlicher melden kann! Genug, ich bin einmal wieder hier in Paris, und Du kennst ja meine alte Art und Weise zu sein und zu leben, Du kennst ja Deinen wankelmüthigen, unstät umherschwärmenden Sohn, den selbst die Liebe eines Engels nicht an den Himmel zu fesseln vermögen würde! Ja, Mutter, ich war wie an den Himmel gefesselt durch die Liebe eines Engels, und ich Narr wähnte, meine wilde unbeständige Natur in mir überwunden zu haben, ich wähnte, daß ich nun ein reines wandelloses Lebensglück würde ertragen, daß ich würde ausdauern können bei der stillen Friedensandacht des Himmels und bei mei-

nem Engel! Ach Mutter, Mutter! wärest Du doch streng und grausam gegen mich gewesen, als ich ein Kind war, und hättest den unruhigen Geist in mir gezüchtigt — vielleicht stände es jetzt besser um mich, und ich wäre nicht so, wie heut, wieder vor Dich hingetreten!"

„Mein Sohn! Mein Sohn!" seufzte die Mutter. „Segnest Du so meine Liebe zu Dir? O schone die sterbende Mutter, wie ich den irrenden Sohn immer geschont habe!"

„Aber es ist nicht zu läugnen," — fuhr er mit bitter lächelnder Miene fort, ohne auf ihre Worte gehört zu haben, — „es ist nicht zu läugnen, daß es auch im Himmel eine gewisse Langeweile giebt, wenigstens in dem Himmel auf Erden, in dem ich mich als Einer der Seligen anzusiedeln gedachte! Mein Engel, von dem ich sprach, — nun, es war ein guter Engel, ein gutes, liebes Mädchen, das nur etwas zu schweigsam und einfach für einen Franzosen war! Mein Gott, vive la France! — Ich liebte das gute, deutsche Mädchen, ja, und ich hatte an ihrer Seite auch ein guter deutscher Mensch werden wollen, aber auf dem Schnellwagen, auf dem ich der Ruhe und dem Frieden entgegeneilte, war al-

mählig als blinder Passagier auch die Langeweile mit uns gefahren! Ein Franzose, wie kann er anders, vor der Langenweile muß er die Flucht ergreifen, und so, Mutter, bin ich davon geflohn zwei Tage vor der Hochzeit! Das Mädchen schmerzt mich, der Vater dauert mich, und ich möchte viel darum geben, daß ich nicht so gehandelt! Viel, viel möchte ich darum geben, wenn ich in der Ruhe hätte Ruhe finden können! Aber auf mich muß Niemand vertrauen! Ich habe mir selbst nie treu bleiben können, wie sollte ich es Andern sein! Die Untreue ist meine Göttin und ich bin ihr Liebling, sie lockt mich von Ort zu Ort, von Freund zu Freund, von Genuß zu Genuß über die ganze weite Erde, und sie schmeichelt mir mit dem feenhaften Besitz einer gränzenlosen Freiheit, denn die Untreue läßt sich nicht fesseln, und sie kennt auch keine Fessel, als die der — Verzweiflung, mit der sie mich nun heimlich immer enger umwindet! Die Verzweiflung ist das einzig Dauernde, womit die Untreue treu zu bleiben vermag, und sie wühlt, o sie brennt mit der Höllengluth der Reue in meinen Eingeweiden!"

„Unglücklicher, unverbesserlicher Narciß!" stöhnte die Kranke. „Reich mir Deine Hand,

ich fühle, das wird das Ende meines armen Lebens beschleunigen! O Narciß, Narciß, unbeschreiblich geliebter Sohn! Kannst Du es wiederholen, mich als die Schuldige an Deinen unseligen Verirrungen anzuklagen?"

„Laß das gut sein, Mutter!" antwortete Narciß, ihre Hand schnell drückend und wieder von sich lassend. „Es war nicht so von mir gemeint! Ich bin nun einmal wie ich bin, und wer will die Möglichkeit berechnen, ob aus mir ein Anderer irgendwie hätte werden können! Was habe ich denn auch eigentlich jetzt gethan? Könnte ich mit kaltem Verstand betrachten, was ich gethan, so würde es sich vielleicht als ziemlich unbedeutend und sehr natürlich ausweisen lassen, und darin besteht eben jetzt meine innere Zerknirschung, daß ich es nicht mit kaltem Verstand mir zu zergliedern vermag, was ich gethan! Was habe ich denn anders gethan, als ein langweiliges deutsches Kleinstädterleben und eine langweilig gewordene, zu simple Liebe, die nur eine künstliche Erdichtung meiner Phantasie gewesen, plötzlich wieder verlassen, ehe dadurch der lebensbewegliche Pariser ganz in mir getödtet worden? Paris ist unvergeßlich für den, der hier zu leben gewohnt war;

Paris lockt den Ausgewanderten aus allen Himmelsgegenden wieder zurück zu sich, und läßt ihn in der Fremde keinen Heimatsort gewinnen; nach Paris mußte ich also wieder zurückkehren! Und hier, im lustigen Strudel der Hauptstadt, wo das Schöne und Häßliche in tollen Gruppen sich paart und die Verzweiflung an der Zerstreuung einen wohlthätigen Umgang findet, hier will ich mich wieder verbergen und im Geräusch der allgemeinen Verwirrung, in der Mitte der streitenden Parteien meine eigne verwirrte und streitende Brust sich austoben, sich ausstürmen lassen! Aber für jetzt, Mutter, vergönne mir stumme Ruh', denn ich mag und kann Dir heut nichts weiter erzählen von mir und meinem Elend!"

Bei diesen Worten streckte er sich auf einen Sessel nieder und verharrte mit abgewandtem Gesicht in einem dumpfen Schweigen. Auch die Mutter ruhte lautlos im Schmerz auf ihrem Lager.

Da trat Madelon, die ganz vergessen worden und sich ganz vergessen hatte bei der peinlich überraschenden Scene, endlich aus ihrem Hintergrunde wieder hervor. Den Augenblick wahrnehmend, schritt sie rasch und hastig auf das Bett der

Kranken zu, drückte der leidenden Frau die Hand mit flüchtigem Abschied, und eilte dann, mehr fliehend als gehend, was ihrer wunderbaren Gestalt in der Leidenschaftlichkeit des Moments nur einen erhöhteren Ausdruck lieh, an Narciß vorüber aus der Thür. Draußen jagte ihr Wagen rollend fort über die Straße, dem aufgeschreckten Narciß, der ihre plötzliche Erscheinung wie bewußtlos angestarrt, alle Zweifel an der Wirklichkeit derselben benehmend.

Er war aufgesprungen, er blickte ihr lange in krampfhafter Betäubung nach, er schlug sich mit der Hand vor die Stirn, durchmaß mit wilden Schritten das Zimmer, und näherte sich dem Ort, von wo die Unerwartete so geisterähnlich herausgetreten war. Hier sah er die Halle wieder vor sich, die vorlängst seinem arbeitsamen Kunstfleiß zur Stätte gedient, und ohne zu wissen, was er wolle, ergriff er ein Licht, die alten, erinnerungsvollen Räume zu durchschreiten. „Wohnt hier jetzt die romantische Venus, die Venus des Romanticismus, unter meinem Marmor und Stein?" sagte er mit irrem Lächeln zu sich selbst, indem er die einsame Halle durchleuchtete. „Ja, hier wohnte sie einst, als ich ihre Götterglieder, die

der böse Feind so schön an ihr erdacht hat, herausschlug aus dem Stein, und da es so glühende Formen galt, wurde damals der blöde Stein selbst trunken, und schmiegte sich und schwang sich wie Feuer unter meinem Meißel, voll Lust, solchen Leib zu bilden! Aber was will sie jetzt hier? Jetzt ist Alles hier wüst, öde, die Bildhauerwerkstatt mit schönen Statuen ein Kirchhof mit schönen Leichnamen!"

Er blies das Licht aus, das er in der Hand hielt. „Die Todten freuen sich an der guten, stillen, dunkeln Nacht!" sagte er mit einem Anflug von Wehmuth, und setzte sich auf einen Stein nieder, der im Wege lag. Hier saß er lange in der Finsterniß allein und in ein brütendes Nachdenken versunken, ohne sich zu regen oder durch einen Laut zu verrathen, wo er weile.

Da drang aus der Stube der Mutter ängstliches Rufen zu ihm herein, die über sein plötzliches Verschwinden unruhig geworden war. Dies brachte ihn wieder zu sich selbst und er kehrte langsam zu ihr ins Zimmer zurück. „Eine schöne Göttin hattest Du hier bei Dir versteckt, Mutter!" sagte er. „Die Göttin Madelon kenne ich, sie ist einst meine Statue gewesen und ich schlug

sie mit dem Hammer so lange, bis sie zu einer Göttin geworden war! Ich weiß auch, daß sie heut Abend einen großen Maskenball giebt in ihrem Hause in der Straße de Cherche midi, und als ich durch die Stadt ging, erzählte mir das Gerücht davon, so daß ich selbst Lust bekam, mich wieder einmal als Maskengast bei ihr einzufinden! Jetzt war sie gewiß hier, um mich schon dazu einzuladen, und ich Narr, dessen Verstand zu wanken anfängt, ließ die himmlische Venus auch ohne Antwort wieder von hinnen! Aber nun muß ich auf ihre Redoute, ich muß, ich muß! und man wird ihrem ehemaligen Günstling den Zutritt nicht wehren!"

„Narciß!" flehte die Mutter. „Du sprichst irre! Beim allmächtigen Gott, wie wird mir so bange um Dich! Mein Sohn, Du bist krank, und ich Aermste, ach! ich kann Dir nicht beistehn; aber begieb Dich zur Ruhe; o folge mir und geh' heut schlafen und es wird Alles besser mit Dir werden!"

„Sei nicht bange um mich, gute Frau!" entgegnete er gedankenlos, ohne auf den Sinn ihrer Worte geachtet zu haben. „Man läßt mich gewiß ein auf den Ball, wenn ich schön maskirt

komme, denn bei einer Redoute können sich leicht auch ungebetene Masken einschleichen. Und könnte ich nicht" — setzte er, sich betrachtend, mit unheimlichem Lachen hinzu — „könnte ich nicht fast als Bettler auf die Redoute gehn, da ich das Kostüm dazu schon an mir habe in meiner jämmerlich abgetragenen Kleidung? — Mutter, das habe ich Dir noch gar nicht erzählt, daß auch all mein Geld dahin ist, und ich auch nicht einen einzigen Sous mehr besitze von meinem ganzen väterlichen Erbtheil, um das mich Viele beneideten! Die Sache ist erbaulich und so höre sie denn auch, damit Du Jedes weißt von dem Schicksal Deines thörichten Narciß! Sieh, ich bin eigentlich schon seit sechs Tagen wieder in Paris, aber ich schämte mich anfangs, mich vor meinen Bekannten wieder blicken zu lassen, und versteckte mich in einer armseligen Hütte in der Vorstadt, um auf eine bessere Stimmung in mir selbst zu warten, mit der ich dann lustiger, als ich für jetzt zu sein vermochte, wieder auftreten wollte in dem alten Kreise! Weiß der Himmel, wie es zugegangen, in meiner Verborgenheit mußte mich doch ein ehemaliger Gesell entdeckt haben, den ich schon sonst immer am wenigsten gemocht, weil er

ein leidenschaftlicher Spieler war, und ich, wie Dir bekannt ist, das Spiel nie liebte. Dieser drang mir jetzt täglich seinen Besuch auf, er machte mir ordentlich den Hof, um mich durch seine Karten zu trösten, und aus Langerweile und um die Gedanken an mein Unglück zu betäuben, entschloß ich mich endlich, mit ihm zu spielen, obwohl ich es erst von ihm erlernen mußte. War es ein Wunder, daß ich in wenigen Tagen Alles, was ich hatte, an ihn verspielte, und dann noch meinen Wirth, bei dem ich gewohnt, durch meine besten Kleider befriedigen mußte? So bin ich denn in diesem Aufzuge vor Dir erschienen, Mutter! Hahahaha! mir ist ganz recht geschehn! Ein Unglücklicher wird leicht noch zum Narren, man setzt ihm die Schellenkappe auf seine Leiden, und Jeder, der an ihm vorübergeht, hat seinen Spaß, ihn daran zu zupfen! Darum muß ich auch heut noch mit der Schellenkappe auf die Redoute gehn! Gib mir Geld, Mutter, gib mir Geld, denn ohne Geld läßt sich nichts anfangen! Ich will gehn, mir eine Maske zu kaufen!"

„Folge nicht Deiner wilden Laune, mein Sohn!" bat ihn die Mutter. „Gott weiß, mir ahnet tief in der Seele ein großes Unheil von

Deinem übermüthigen Beginnen! Du forderst das Schicksal heraus, Narciß, anstatt es zu versöhnen durch Frömmigkeit, Buße und stillen Sinn! Bleibe hier heut bei Deiner Mutter und verlaß die Kranke nicht wieder! Ach, fragst Du denn gar nichts mehr nach Deiner Mutter? Kaum bist Du gekommen, durch Dein schmerzliches Geschick die letzte Erschütterung meiner hinscheidenden Hülle bereitend, so stürmst Du wieder von dannen, und es ist Dir gleich, ob und wie ich lebe oder sterbe!"

„Du wirst nicht sterben!" erwiederte Narciß, sich bemühend, eine sanftere Stimme hören zu lassen. „Glaube mir, Mutter, ich wäre auch nicht zu Dir gekommen, sondern hätte mich lieber auf immer begraben in der Einsamkeit meiner Schande, aber durch einen unserer ehemaligen Diener, der mir zufällig in der Stadt begegnet war, erfuhr ich die Kunde von Deiner Krankheit. Dies allein trieb mich wieder zu Dir und überwog die Bedenklichkeit, mich Dir in meinem Zustande, der Dir sonst ewig verborgen geblieben wäre, zu zeigen! Weil Du krank warst, und weil der Sohn am meisten vor Allen die Mutter liebt, darum kam ich und wollte forschen, wie es

in Deinen Leiden Dir geht! Doch ich fiel aus der Rolle, und habe Dir von meinen eignen zu viel vorgeklagt, die selbst so unermeßlich sind und so unheilbar!"

Er beugte sich zu ihrem Bett nieder und die Mutter drückte ihn zärtlich an sich, gerührt und wieder überzeugt von seiner Liebe, weil er gesagt, daß er nur um ihrer Krankheit willen gekommen war. So hatte ein einziges gutes Wort ihres Narciß sie von jeher zu beruhigen und zu beglücken vermocht.

Er aber fuhr mit schmeichelnder Stimme fort: „Nur heut laß mich noch einmal meiner Laune folgen! Du ahnest Unheil von einem Maskenball, und mir im Gegentheil wird allmählig lustig zu Muthe bei dem Gedanken, und ich hoffe Zerstreuung aller Sorgen von der bunten Tollheit, in die ich mich einstehlen will! Versieh mich mit Geld, Mutter, denn Du bist reich, und ich kann ja überhaupt in diesen Kleidern hier nicht bleiben!"

„Alles, was ich habe, ist Dein!" entgegnete sie widerstandslos, und verwies ihn auf die Schlüssel zum Schrank. —

Nachdem er sich derselben bedient, schickte er

sich an, zu gehn und verhieß der Mutter beim Abschied, gewiß bald wiederzukommen. „Ganz erheitert sollst Du mich wiedersehn!“ sagte er. „Ich werfe mich geschwind in die Maske des Deys von Algier, die ich bei einem Dominoverleiher hier in der Nähe ausstehen sah, tummele mich ein wenig herum und tanze einmal unerkannter Weise mit der romantischen Madelon, und dann — und dann komme ich nach Haus und wohne wieder auf dem Kirchhof drinnen, wo meine schönen Statuen mir winken, und grabe mein lachendes Gesicht mit meinem Meißel in einen Leichenstein!“ —

Er eilte wild aus der Thür, und die Mutter weinte heimliche Thränen auf ihrem Lager. —

In der Straße de Cherche midi hatte im glänzend erleuchteten Hause das Maskenfest bereits seinen Anfang genommen. Zahllose Wagen rollten herbei durch die schöne helle Winternacht, welche mit dem Mondenschein, den sie in phantastischem Colorit auf den Gassen und Häusern spielen ließ, sich ebenfalls ihre abenteuerlichen Carnevalsgestalten draußen malte. Bald hatten

sich die funkelnden Säle drinnen mit den wunderbarsten Gästen aller Art angefüllt, und die Bewohner der entgegengesetztesten Zonen, in jeder Völkertracht sich mischend, die närrischen Ausgeburten des verwegensten Witzes und die keckſten Copien zeitgemäßer Figuren aus der Geschichte des Tages, Götter und Menschen, Geister und Thiere, Könige und Seiltänzer, der Papst und die Stumme von Portici als seine Gemahlin, Diebitsch und das schweizer Milchmädchen, sahen sich hier, in allen Farben schillernd, in allen Zungen redend, mit wechselseitigem Erstaunen und Verspotten neben einander.

Die Musik begann, fast zu feierlich, in dunkeln, schwer gehaltenen Tönen, um zuerst die verwirrte, gespensterhafte Lust des Maskenabends, die gleich einer seltsamen und noch unaufgeschlossenen Blume bang in sich ruhte, durch ihre Weise anzudeuten. Dann spielte sie sich aus diesem ahnungsreichen Chaos der Ouvertüre allmählig in ein schmeichelndes, von süßen Violinen getragenes Adagio über, das die rege werdende Sehnsucht der Masken, sich in wahlverwandten Paaren zu sondern und zusammenzufinden und im zärtlichen Tanz in einander zu schlingen, anlocken und aus-

drücken sollte, bis endlich ein plötzlich hindurch-schmetternder Paukenhall, der im ganzen Saal wiederdröhnte, den jubelnden Augenblick verkündete, wo die so lange zurückgehaltene Lust sich rauschend entfesselte und der Ball im schwärmenden Enthusiasmus seiner Bewegungen sich zu eröffnen begann. Nun wandte sich die Musik zu schnellen, aber regelmäßigen Takten fort und ließ die schwebende Grazie der Tanzmelodie durch die Maskenreihen hinschreiten, die ihrerseits in dem wildesten und ergötzlichsten Contrast ihrer Gestalten doch jetzt eine augenblickliche Harmonie als ihren Meister über sich erkannten. —

Drei Gestalten sah man seit einiger Zeit im Hintergrunde des Saales mit feierlichen und vielbedeutenden Geberden umherschweben, die so auffallend waren, daß sie bald die Augen aller übrigen Masken auf sich gezogen hatten, und auch die Tanzenden, in plötzlicher Laune ihren Reigen wieder unterbrechend, eilten zu der wunderbaren Gruppe, um die man sich jetzt allgemein herzudrängte. Es waren die drei Parzen, genau im griechischen Costüm mit allen Symbolen ihrer Götterwürde sich darstellend und einen aus Golddrath gesponnenen Schicksalsfaden gemeinsam in

ihren Händen führend. Dies Maskenkleeblatt, von denen die eine die mystische Spindel trug, während die andre den Faden darum zu wickeln beschäftigt war, die dritte aber mit der drohenden Scheere bewaffnet erschien, hielt sich eine Zeit lang ernst und stumm bei einander, um so langsam und mit gemessenen Schritten die Runde durch den Saal zu machen. Doch das Gedränge um sie her wurde immer größer, von allen Seiten hielt man sie lachend, spottend und fragend an, und so sahen sich die Verhängnißvollen bald in ihrer Schicksalswanderung so gehemmt, daß sie nicht mehr weiterzuschreiten vermochten. Da erbot sich endlich eine glänzend gekleidete Türkenmaske, indem sie der einen Parze, welche sich durch ihre selbst aus der phantastischen Verhüllung herauszuerkennende schöne Gestalt auszeichnete, den Arm reichte, dazu, daß sie die Schicksalsschwestern, die sich jetzt in ihrem eignen Verhängniß verstrickt sahen, aus dem Gedränge befreien und ihnen vermittelst des scharfen türkischen Säbels Raum verschaffen wolle, wenn sie ihr dafür zum Lohne ihr künftiges Schicksal prophezeien würden. Die erhabene Parze streckte darauf weissagend den Arm aus und rief pathetisch:

„Dein Schicksal, o Türke! wird das sein, nie ein Schicksal zu haben, sondern ein langweiliger Muselmann zu sein und zu bleiben! Unser Führer sollst Du aber auch nicht werden, denn wir Parzen sind ja Griechen und hassen die Janitscharenmusik Deiner türkischen Zunge und den Opiumduft Deiner gleißnerischen Geberden! Zurück also, unsern Weg werden wir selbst uns bereiten, denn das Schicksal schwebt mit Geistestritten durch das Gedränge der Sterblichen und sucht, wen es treffe!"

Bei diesen Worten schleuderte sie ihre Spindel, welche sie in der Hand trug, einige Male im Kreise um sich herum, und um nicht von dem Schicksalswerkzeuge getroffen zu werden, wich man für einen Augenblick zurück und ließ den Göttinnen freieren Spielraum, während Andere den abgefertigten Türken lachend umringten und ihm durch neue Angriffe auf seine Nationalität das Leben sauer machten. Indeß war der Friede, den sich unsere Parzen errungen, nur von kurzer Dauer gewesen. Ein lustiger Policinell, der als Pavian herangetanzt kam, und einen so langen Schweif trug, daß er ihn, nachdem er sich denselben mehrere Male um den Leib geschlungen, noch

als Balancirstab gebrauchen konnte, hatte durch eine geschickte Wendung die gegen ihn geschleuderte Spindel der Parze mit seinem eignen Schweif zu umwinden und gewissermaßen zu entern gewußt, wodurch er das verhängnißvolle Rad zum Stillstand brachte und selbst wieder in die unmittelbare Nähe der interessanten Masken zu gelangen vermochte. Jetzt wurden sie immer enger umringt und die eine schöne Parze, welche zuvor dem Türken mit einer so treffenden Prophezeiung gedient, sollte nun von allen Seiten her die Fragen um zukünftiges Schicksal durch ihre einmal erprobte Weissagungskraft beantworten. Sie wußte Jedem Etwas zu sagen, das nicht selten sehr beißend und fast immer sinnreich war, und hiedurch erhöhte sich der allgemeine Jubel so sehr, daß man endlich die prophetische Würde der Göttin ganz wieder vergaß und sie im ausgelassenen Scherz mit Gewalt von ihren übrigen Schicksalsschwestern trennte, um die Liebenswürdige nach dem andern Theile des Saals zum Tanze mit sich fortzuziehn. —

„Guten Abend, lieber Dey, Du schleichst ja so schwermüthig Deines Weges!" sagte ein flatternder Zeitgeist, der als Ballettmeister das ganze Fest zu leiten schien, zu einer andern Maske, die

eben als Dey von Algier in den Saal getreten war. „Sei gutes Muths und laß Dir ein Contretänzchen hier gefallen!“ — Er umarmte den Dey stürmisch, und dieser erwiederte kleinlaut: „Mit mir ist nichts mehr anzufangen, guter Zeitgeist! Ich bin ein gestürzter Prinz, und habe mir auf dem weiten Weg von Algier bis hieher Leichdorn in die Füße gelaufen, so daß ich nicht mehr tanzen kann!“

Der Zeitgeist aber schob ihn ohne Weiteres in die Reihen der buntgemischten Tänzer, aus denen sich der melancholische Dey doch bald wieder entfernte, um unter die umherstehenden Zuschauer des Tanzes zurückzutreten. Man bewunderte, ihn aufziehend, seine charaktergerechte Haltung, mit der er, ganz seinem allbekannten Unglück gemäß, auch auf der Redoute sich treu zu bleiben wisse, ohne seinem Leid Etwas zu vergeben, worauf die seltsame Maske nur mit einem so ungeheuern Seufzer antwortete, daß alle Umstehenden vor diesem schauerlichen Ton, der recht aus voller Seele ausgestoßen wurde, komisch davonrannten. Der Dey aber blieb unbeweglich stehn und richtete seine Blicke besonders auf die heut Abend allbeliebte Parze mit der Spindel, welche nicht

weit von ihm unter den fröhlichen Paaren der Tänzer gesehen ward, und von der er in gedankenvollem Hinstarren kein Auge mehr verwandte, nachdem er sie erkannt zu haben glaubte.

Die in Betracht gezogene Parze fand jetzt, vom Gedränge der Tanzlustigen ein wenig befreit, für einen Augenblick Gelegenheit, sich nach der verlassenen Gesellschaft der übrigen Göttinnen wieder umzusehen. Sie hatte die Parze mit der Scheere auch bald im Saal ausgespäht, die auf ihren Wink langsam herbeikam und so verdrießlich schien, als wolle sie sich sogleich der ihr gegebenen Gewalt der Scheere bedienen, um den magischen Zauberfaden der ganzen Redoutenlust auf Einmal zu zerschneiden. „Ich muß Euch Etwas zeigen, trauter Marquis!" sagte die schöne muthwillige Parze zu der herangekommenen. „Seht einmal, soll die traurig-lächerliche Figur dort, die wie angewurzelt an der einen Stelle steht, nicht den leibhaftigen Dey von Algier vorstellen? Erinnert Ihr Euch wohl, daß ich Euch vorlängst sagte, ich würde mir noch den Dey heirathen? Nun habt Ihr gegründete Ursach, wieder einmal recht eifersüchtig zu werden, denn wahrscheinlich ist er heut auf den Ball gekommen, um mich beim

Wort zu nehmen! Aber schaut! da findet sich ja auch die dritte Parze endlich herzu, um unsere Schicksalsgruppe wieder vollständig zu machen!"

Dubois trat aus dem Gemisch der Masken hervor und suchte als dritte Parze den goldenen Schicksalsfaden, der ihm anvertraut worden, wieder an der verhängnißvollen Spindel Madelons anzuknüpfen. „Ach, mein romantischer Freund!" sagte Madelon, indem sie ihm mit verstohlener Zärtlichkeit die Hand drückte. „Als ein so leicht zerreißbarer Goldfaden erscheint das Schicksal, das uns aneinanderknüpft?" — „Es hängt nur von Dir ab, Göttin!" entgegnete Dubois, ihr schnell die Hand küssend — „ob Du auf Deiner Spindel einen dauernderen Faden weben willst, der unser Schicksal aneinanderkette!" — — „Horch!" sagte Madelon, ihn unterbrechend, indem sie sich lauschend nach der Musik hinwandte — „ist das nicht ein Ballettstück von Rossini, das eben so rauschend anhebt, so hinreißend fortzieht und so wunderschön mit den lieblichsten Passagen abwechselt?" — —

Während so das schwärmende Maskenfest lärmend und jubelnd, lachend und tanzend im Saal auf und niederwogte, hielt draußen vor dem Hause

plötzlich ein Reisewagen still, der mit dumpfem Rasseln über die nächtlich verödete Straße herangeeilt kam. Der Schlag ward geöffnet, eine hohe Männergestalt, unkenntlich in einen Mantel gehüllt, stieg heraus, und ihr folgte eine zweite, weibliche Gestalt, schwarz verschleiert, eine überraschende Trauererscheinung. Sie hing sich schwankend an des alten Mannes Arm, und aus der Sorgsamkeit, mit welcher er sich um sie beschäftigte, schien hervorzugehn, daß das seufzende Mädchen, dessen ganzes Wesen eine unendliche Zartheit verrieth, leidend und krank angekommen war.

So traten die späten Gäste in das festlich erleuchtete Haus, dessen ungewöhnlichen Glanz der greise Führer der Dame mit Verwunderung betrachtete. Die Musik und der rauschende Lärm, der vom Ballsaal auf den Flur herüberschallte, verkündete bald deutlicher die Freude, welche dort wohnte, aber kein Diener ließ sich noch blicken, um die Meldung der Angekommenen zu übernehmen. Alles schien sich in der Aufmerksamkeit für das Fest wie trunken verloren zu haben.

„Wir fürchteten, unser Besuch würde die Schlafenden stören, mein Kind! — und hier wacht Lust und Ergötzen die jubelnde Nacht durch!"

sagte der alte Mann mit wehmüthig gebrochener Stimme zu seiner jungen Gefährtin. „Ihre Freude hat mit unserm Schmerz dies gemein, daß beide nicht schlafen können, denn auch uns trifft die Nacht heut noch wachend an und unternehmungslustig mit den Folgen unsres Unglücks beschäftigt!"

„Vater!" flüsterte das verschleierte Mädchen — „wird Madelon uns auch gern sehen, uns, die Betrübten? Ach, ich schäme mich vor ihr in meinem Leid! Vater, hätten wir doch mit unsern Schmerzen anderswohin flüchten können, als wieder nach Paris zu ihr! Aber Du hast es so gewollt, und Dein armes, krankes Kind folgt Dir in Allem gern!"

„Beunruhige Dich nicht mit ängstlichen Gedanken, meine Rosalie!" entgegnete der Vater. „Du sollst gar nicht nachdenken über irgend Etwas, und ich werde Alles statt Deiner thun, denn Du bedarfst des Friedens, und von den Anstrengungen der Reise bietet Dir hier im gastlichen Hause hoffentlich bald ein stiller Ort Schlummer und Erholung. Madelon ist wild, aber im Innersten ihrer Seele gut, sie wird Dein Leid pflegen und als ihr Schooßkind willkommen heißen,

dafür kenne ich sie! Mit Deinem Leid aber sollst Du Dich vor Keinem schämen, denn die trauernde Unschuld bleibt eine heilige und strahlende Gestalt, wenn auch ein treuloser Verräther sie beschimpft und dem Hohn der Welt preisgegeben hat! Sei stille im Herrn! dies ist der Trost der gekränkten Unschuld. Den Verräther werde ich zur Verantwortung ziehen, wie ein Mann den Mann, und wie dem Ehrenmord es gebührt! Daß er hier in Paris wieder verweilt, darauf führten uns alle Spuren, denen wir nachspähten, und darum bin ich nach Paris gekommen! Du aber hast mit diesem Geschäft nichts zu thun, mein Kind! Du folgtest Deinem Vater nur, weil er sich von seinem leidenden Töchterchen nicht trennen mochte und in Coblenz Deines Aufenthaltes nicht mehr war!"

„Ach Vater, vergiß ihn, den Du suchst, und laß ihn ungefährdet weilen, wo er mag! Deine arme entehrte Tochter verdient nicht, daß Du ihretwegen die Ruhe Deines Alters opferst!" seufzte Rosalie mit unterdrücktem Weinen, aber der alte Eichen faßte wie in krampfhaftem Zorn an seinen Degen, und die greise Heldengestalt schien sich wieder wie in jüngern kampfgewohnten Jahren kräf-

tig emporzurichten. In dieser Lage finden wir ihn und seine so schmerzlich getäuschte Rosalie an demselben Ort in Paris wieder, zu dem sie vor ungefähr einem Jahre der Urheber des jetzigen Mißgeschicks, Narciß selbst, mit dienstfertiger und einschmeichelnder Höflichkeit zuerst geführt hatte, um sich Dank und Gunst dadurch bei ihnen zu erwerben. Jetzt lag dieser damals begonnenen Bekanntschaft bereits die unheilvollste Vergangenheit im Hintergrunde, die dem Major das Glück seiner alten Tage, das ihm wieder so heiter und wolkenlos aufgegangen zu sein schien, grausam zerstört hatte. Das neue Haus in Coblenz war bereits stattlich, und nach seiner eignen Lieblingsidee aufgeführt, aus der Brandasche des alten emporgestiegen, die freundlichsten Gemächer luden zur wohnlichen Niederlassung, zum traulichen Familienheerde die Glücklichen ein, aber — wo waren die Glücklichen? Noch glaubten sie es zu sein, noch vertrauten sie der Wahrheit des gegenseitigen Lächelns, und in frohen, vielverheißenden Aussichten, in der immer fester sich schlingenden Gewohnheit des täglichen Nebeneinanderlebens wechselte ihnen Tag um Tag im kosenden Flügelschlag der Zeit, bis endlich die unerwartete Stunde herankam, welche von der

verheimlichten Lüge, die sich in das Dasein ihres Glücks eingeschlichen hatte, Zeugniß ablegte. Sie fanden Narciß nicht mehr, als sie ihn suchten, der Ruf der Liebe, deren er nicht würdig gewesen, hallte ihm klagend nach, aber den Entflohenen hatte der Dämon der Unruhe unwiederbringlich von der Stätte fortgetrieben, die er vor Kurzem noch für ein Paradies gehalten, das sich ihm jedoch durch den alten Fluch, der alle Täuschungen unstäter Herzen verfolgt, allmählig zu einer Wildniß entzaubert zu haben schien, in der es ihn nicht nicht mehr ließ. Darum lud das neue Haus vergeblich die Glücklichen zu sich ein, denn Alle, die friedlich in ihm wohnen sollten, sehen wir jetzt wieder in der Fremde zerstreut umherirren und sich zu keiner freundlichen Begegnung suchen. —

Der Major hatte sich indeß mit seiner in banger Erwartung an ihn geschmiegten Begleiterin die Treppe hinaufbegeben, wo ihnen jetzt ein Diener entgegenkam, der von dem heutigen Fest die Veranlassung entnommen haben mochte, sich im Stillen gütlich zu thun, denn er verrieth an sich alle Spuren eines trunkenen Zustandes und hieß den Major, den er noch zu kennen schien, mit lachendem Gesicht willkommen, indem er täp-

pisch meinte, daß unter den Masken drinnen im Saal noch gerade ein deutscher Major gefehlt hätte, weshalb sie nur schleunigst eintreten sollten. Der Major bedeutete ihn, wie ihm daran liege, ohne Aufsehn und ohne durch seine plötzliche Ankunft die Festlichkeit des Hauses zu unterbrechen, sogleich ein entferntes Zimmer angewiesen zu erhalten und seine Meldung bis auf den morgenden Tag zu verschieben. Der Mensch that, als ob er Alles verstanden hätte, versprach die gehörigen Anstalten zu treffen und öffnete ihnen eine Seitenthür des Flures, mit dem Ersuchen, einstweilen dort einzutreten.

Eine unangemessenere Verwechselung hätte aber kaum entstehen können, als jetzt durch die Besinnungslosigkeit des Dieners. Sie folgten seiner Weisung und sahen sich plötzlich in einen dunkeln Gang versetzt, der sie jedoch, nachdem sie ihn durchschritten, aus einer zweiten Thür unvermuthet — auf den rauschenden Schauplatz des Maskensaales hinausführte. Eichen stand einen Augenblick überrascht in der Thür still und wollte sich mit seinem zitternden Kinde dann sogleich wieder zurückziehn, als er sah, an welchen Ort ihn die Laune des Zufalls verlockt hatte. Aber von eini-

gen Masken, welche sich gerade hier an dieser Stelle herumtummelten, war die auffallende Erscheinung dieser neuen, späten Gäste bereits bemerkt worden, man glaubte einen neuen Redoutenscherz im Hinterhalte, der bis auf diesen Augenblick verspart sei und eilte herzu, indem man die Angekommenen umringte und sie unter muthwilligen Ausrufungen mitten in den Saal zog. Indeß schien doch bei näherer Betrachtung der fremden Gestalten der Irrthum der Masken plötzlich zu weichen, sie fingen an, etwas Unheimliches, das nicht in die Lust dieser Nacht gehöre, in ihrer Erscheinung zu ahnen, und so wichen sie bald zu beiden Seiten scheu und schnell wieder zurück vor dem alten ernsten Mann und seiner schwarzverschleierten Dame. Langsam und in der ganzen Würde seines feierlichen Wesens schritt der Major mit Rosalien, die wie eine hinschmachtende Blume an seinem Arme hing, wieder zu der Thür zurück, in der sie zuerst gesehen worden, während die erstaunten Masken sich zerstreuten und dumpf unter einander von Traumgespenstern der Ballnacht flüsterten.

Im andern belebteren Theile des Saales war dieser Vorgang jedoch kaum bemerkt worden, am

allerwenigsten von Madelon selbst, die in einer Fenstervertiefung eben Gelegenheit gefunden, sich mit Dubois unbemerkt in einem, wie es schien, sehr anziehenden Gespräch zu unterhalten. Aber jene lauschende Maske dort, die bisher mit ver- schränkten Armen unzugänglich in einer Ecke da- gestanden, als Dey von Algier die Zielscheibe jedes vorübertanzenden Spötters, hat mit steigendem Entsetzen Alles wahrgenommen und geräth jetzt zum ersten Male in dieser Nacht in die unver- kennbarste Aufregung. Narciß — denn kein An- derer war es — hatte die im Saal plötzlich Er- schienenen nur zu gut als Die erkannt, denen er nimmer wieder zu begegnen gehofft, und die er- wachenden Schrecken des Gewissens fingen an, bei ihrem mahnenden Anblick seine ganze Natur, die bisher noch an der Gränze des Wahnsinns ge- schwankt hatte, zu einem gewaltsamen Ausbruch des wüthendsten Schmerzes fortzureißen.

Er rannte, wie vor den Furien davon eilend, mit hastigen Schritten an eine einsame Stelle, wo er sich von Niemandem beobachtet glaubte. Hier stand er still und schien sich noch einmal auf sich selbst besinnen zu wollen. „Zwei Rachegei- ster sind gekommen!“ sagte er zu sich selbst —

„und ich möchte ihnen gern entfliehen, wenn ich es vermöchte! Aber da ist an kein Entrinnen mehr zu denken! Hier hält mich Alles fest an diesem Orte, hier windet sich selbst die Musik, die überall im weiten Saal grollt, stöhnt, seufzt und schreit und auf mich lauert, wie ein langes Netz um mein unglückliches Haupt, so daß ich mich gefangen geben muß! Ja, wenn diese grauenhafte Musik hier nicht wäre im Saal, die mich mit ihrem lauter und lauter anwachsenden Gewittersturm so teuflisch umschwirrt, ich glaube, ich könnte wohl noch von hinnen fliehen und mich retten; aber sie umkreist mich mit ihren immer enger an mich herandrängenden Tönen, sie hält mich an sich fest, sie läßt mich nicht fort, sie muß mich wohl kennen, daß ich ein treuloser armer Sünder bin! Allmächtiger Gott! sie klingt mir im Ohr und Herzen, sie braust mir im Gehirn, sie zuckt mir wie Feuer in jeder Ader! Den alten Eichen sah ich, seine Miene drohte mir wie ein Kriegsgott, und am Arm hing ihm leidvoll sein trauerfarbener Schmetterling, stumm mich anklagend, daß ich ihm die schönen Jugendschwingen gelähmt! Was will der Kriegsgott von mir? Seiner Waffen kann ich entbehren, denn ich habe

ja selbst einen Dolch, um mich zur Strafe zu ziehn!"

Er griff bei diesen Worten in den Busen, wo er das tödtliche Werkzeug verborgen, das er in den letzten Tagen, mit verzweiflungsvollen Absichten umgehend, stets mit sich herumtrug. Die funkelnde Schneide blitzte ihm entgegen; er zog den Dolch immer weiter aus den Falten des Gewandes hervor, und spielte eine Zeitlang nachsinnend mit der flachen Hand auf der Spitze desselben. Eine unheimliche Gluth sprühte aus seinen rollenden Augen, aber plötzlich schien sich ein anderer Gedanke seiner zu bemächtigen; er schob die verhängnißvolle Waffe wieder in das Gewand zurück und richtete seine Blicke mit irrem Lächeln auf die im Vordergrunde schwebenden Gruppen der Tänzer, welche sich jetzt in den eben lebhaft begonnenen Takten eines Cotillons auf und nieder bewegten.

„Sie muß ich noch einmal sehn, die Romantische, die Zauberin!" flüsterte der unselige Narciß in sich hinein, indem er mit taumelnden Schritten sich näherte. „Dort fliegt die reizende Parze in den Armen eines Glücklichen, und scheint die Erde kaum zu berühren, denn sie ist leicht und

schnell, wie ein Geist, der auf Morgenwolken wandelt! O meine Madelon, wollen wir auf Morgenwolken zusammen wandeln von hinnen? Die Ballnacht hat sich müde gejauchzt, der Saal schwankt vor Schläfrigkeit, alle Instrumente klagen ein hinsterbendes Wiegenlied, und draußen hinter den Läden bricht der leichenblasse Tag schauerlich an und sendet uns seine kalten Morgenwolken, auf denen wir schleunig von hinnen müssen! Ja, Madelon, Du bist es, die ich dort schweben sehe! Deine Gestalt würde hervorglänzen auch aus der Maskentracht eines Teufels, und man wird sie noch als schön herauserkennen, wenn Du neben mir im Grabe Deine Blüthe verträumst! Ja, neben mir im Grabe heut! Bist Du nicht Die, die eigentlich meines Lebens Unglück gewesen? Ich besinne mich immer deutlicher auf Dich und Deinen Liebeszauber, mit dem Du mich einmal berauschtest und mich dann im Rausch wieder hinausstießest auf die öde Straße, wo ich mir das Herz erfrieren mußte in der dunkeln Winternacht! Du hast mich so verzaubert durch Dein Wesen, daß ich so wild wurde und umherschwärmte ohne Ruh wie ein trügender Irrstern, welcher Jeden, der an ihn glaubte, in den tödtlichen Abgrund

hinunterlockt! Was an Dir Allen reizend erschien, Deine gefährliche Natur, das wurde so, wie Du es in mich verpflanzt hast, zur bösen Gewalt, die jetzt mich und Dich vernichten wird! So komm denn, große Zauberin! Habe ich doch immer an Dich gedacht, selbst wenn ich Dich haßte, und in weiter Ferne von Dir verfolgte mich oft der Gedanke, als wärest Du mir nah und ich müßte dem Blitz Deines Auges begegnen! Heut fordert Dich die Vergeltung durch mich zum letzten Tanze!" —

Die Freudestrahlende, die so ganz wieder im lebensfrohen Taumel des Festes sich erging, war eben mit ihrem Tänzer aus den Reihen zurückgetreten, als Narciß mit auffallender Hast zu ihr heranschritt, indem es den Anschein hatte, als wolle er sie um die Zusage zu einem zweiten Tanze bitten. Madelon machte eine muthwillige Geberde, als sie ihn kommen sah, und scherzte über den sympathetischen Zug, welcher den Dey von Algier, unter dessen Maske sie den Unglücklichen nicht zu ahnen vermochte, gerade zu ihr treibe; aber in dem Augenblick, wo sie die Hand gegen ihn ausstreckte, hielt auch der Wahnsinn, welcher sich Narcissens bemeistert, sein gräßliches Werk nicht länger mehr

zurück. Er schwang mit einem düstern Schrei der Wuth den Dolch, und bohrte ihn tief in den Busen der Erblassenden; doch mit dämonischer Schnelligkeit hatte er, noch ehe die edelste Gestalt hingesunken war, den Stahl auch gegen sich selbst gekehrt und ihn dreimal in seine Brust getaucht, so daß er zu gleicher Zeit mit ihr zusammenstürzend auf den Boden hinglitt. Im Todeskampf riß er sich die Maske herunter und zeigte seufzend den Umstehenden sein Antlitz, auf dem sich die finster heranziehenden Schatten eines friedlosen Todes lagerten; doch indem er sich noch einmal gegen Madelon hinkehren wollte, um näher neben ihr zu ruhn, floh die letzte Lebenskraft von ihm und er sank mit einem gellenden Laut des Schmerzes in sich zusammen, sein Haupt bewegungslos an die Erde niederstreckend. Madelon aber athmete noch laut und stark wie ein sterbender Schwan, dem die entfliehende Melodie des Lebens aus der zuckenden Brust sich heraufwindet, und aus der Wunde des schneeweißen Busens, in dessen Heiligthum der mörderische Dolch gedrungen, rieselte still und zögernd der Tod in langsamen Purpurtropfen des theuersten Blutes hervor.

Erst allmählig war die Schreckenskunde von

dieser That durch die festlichen Säle des Hauses hingelaufen, und die Musik hatte noch kaum durch das allgemeine Entsetzen, das die Freude der Nacht unterbrochen, zum Verstummen gebracht werden können, sondern wühlte sich noch einen Augenblick im durcheinander dröhnenden Nachhall der Instrumente wie gedämpfter Grabesgesang fort. Endlich war auch der leiseste Ton verklungen und eine athemlose Stille schien jetzt über dem Grauen des Ereignisses zu brüten, das wie ein unbegreifliches Gespenst unter Alle getreten war.

Eichen und Rosalie, die sich noch im Vorzimmer verweilt hatten, traten mit scheuer Neugierde in den Saal zurück, als sie überall von der plötzlich veränderten Scene die befremdende Nachricht flüstern hörten. Sie naherten sich ahnungsvoll der Gruppe, um die Alle versammelt standen, und erblickten endlich mit der schmerzlichsten Ueberraschung nicht nur den entflohenen Narciß, den ihre Rache gesucht hatte, in seinem Blute, sondern auch die wunderbare Freundin, welche ihrem Besuch, den sie ihr zugedacht, nun kein frohes Willkommen mehr zu sagen vermochte.

Dubois hatte seinen Arm um die Sterbende geschlungen und war bemüht, sie in einen herbei-

geholten Tragsessel zu heben, um ihr auf ihrem Zimmer die mögliche Hülfe angedeihen zu lassen, zu der man bereits nach allen Seiten ausgeschickt hatte. Ueber ihr bleiches Gesicht spielte gleichwohl ein lächelnder Friede hin, und das große, beredte Auge hatte sich klar wie sonst geöffnet, um sich im Kreis der Nebenstehenden umzuschaun, unter denen sie mit Wohlgefallen die ihr Liebsten, und auch den Major und seine trauernde Tochter, zu erkennen und zu grüßen schien. Zum Theil noch mit dem phantastischen Faschingskleide angethan, lag die Dulderin da, dem Augenblick entgegenharrend, wo der Maskenschmuck der schönen Erdenhülle sich ganz von der göttlichen Natur in ihr abstreifen werde. Zu ihren Füßen am Sessel saß der arme alte Marquis, ohnmächtig im Schmerz, den er nicht lange mehr überdauern wird, und hielt noch krampfhaft die Parzenscheere umfaßt, welche ihm sein Redoutencostüm heut in die Hand gegeben. Der Lebensfaden der spielend nachgebildeten Schicksalsgruppe war durch die eindringende Macht eines höher waltenden, ernsten Schicksals zerrissen worden!

Doch still! ihr Sessel wird sanft in die Höhe gehoben und die Leidende soll fortgetragen werden

nach ihrem Ruhelager. Von der Erschütterung erregt, läßt sie das Haupt plötzlich auf den Busen niedergleiten, und in demselben Augenblick erlischt der Strahl der Augen und das Athmen des Mundes vergeht. Die Träger tragen die Todte dahin. Seit dem Moment, wo sie den Dolchstich erlitten, hatte sie kein einziges Wort mehr zu ihren Freunden gesprochen, sondern nur durch den inhaltsvollen Ausdruck ihrer Augen sie angeredet, und jetzt sind diese Lippen und diese Augen, sonst dem Scherz und sinnigen Gedanken zum Tempel geweiht, mit einander auf ewig verstummt! —

Die Maskengäste, von der Lust nun das bange Grauen mit sich forttragend, hatten sich alle wehklagend zerstreut. Eichen saß nachdenkend, mit einer heißen Thräne im Greisenauge, auf der Ottomanne in einer Ecke des ganz verödeten Saals. Neben ihm seine Tochter, das jugendliche Haupt, das von so großen Schmerzen schwer geworden, weinend am Busen des Vaters bergend. „Rosalie, theures, leidvolles Kind!" sagte der alte Mann, „der Spruch, an den ich Dich zuvor erinnerte, muß uns jetzt Allen zum einzigen Trost werden: Laß uns stille sein im Herrn! Die Gestalten unsers Daseins fließen auseinander wie

irre Traumbilder, aber des Traumes Wahrheit finden und beten wir an in Gott, dem Quell unsers Daseins! Das Leben wirft gespensterhafte Schatten über jede Spanne Zeit, doch zu den Schatten ist Er das Licht, der sich am Ende der Tage seiner Schatten erbarmen und sie mit seinem Licht vereinigen wird! Dann haben die gaukelnden Schatten, welche durch das Fastnachtsspiel dieser Erde hinschwärmen, aufgehört zu scheinen und zu schwärmen, und haben in Himmelsruhe ein heiliges wandelloses Sein gefunden! Laß uns fortan die verborgenste Einsamkeit aufsuchen für unser Leben und demüthig fortpilgern und stille sein im Herrn, o Du meine Trauerblume, mein hinwelkendes Mädchen!" — —

ehrwerkstätte
usheim
en bei Gün

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundt, Theodor

Madelon oder die Romantiker in Paris Eine Novelle

Leipzig 1832

P.o.germ. 968 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115280-6